



# zur debatte

3/2017

Themen der Katholischen Akademie in Bayern



**11**  
PD Dr. Christoph Nebgen skizziert japanische Kirchengeschichte im 16. und 17. Jahrhundert



**21**  
Prof. Dr. Udo Di Fabio beklagt ein metaphysisches Defizit Europas



**19**  
Prof. Dr. Thomas Söding fordert eine veröhnte Christenheit für Europa

**24**

**27**  
Wie sieht es wirklich um „Einheit in Vielfalt“ aus, fragt Gottfried W. Locher



**29**  
Schritte auf dem Weg zur Einheit der Kirchen sucht Bischof Andrej Čilerdžić



**31**  
Alles was für die Christen spricht listet Sibylle Lewitscharoff auf



**34**  
Johannes Singhammer betrachtet Europa aus der Sicht des christlichen Politikers

## Was tun?!



Foto: Sebastian Kahnert/dpa

Die Pegida-Bewegung – hier eine Demonstration im Mai 2017 in Dresden – nimmt für sich in Anspruch, das Volk zu sein.

Mehr als 200 Zuhörer verfolgten am Abend des 2. Februar 2017 die Podiumsdiskussion „Was tun?! Reagieren auf politischen Populismus“ in der Katholischen Akademie Bayern. Der Soziologe Prof. Dr. Armin Nassehi und der Landtagsabgeordnete Markus Blume, Vorsitzender der CSU-Grundsatzkommission und stellvertretender Generalsekretär seiner Partei, diskutierten rund anderthalb Stunden

untereinander und mit dem Publikum. Simple Antworten auf komplexe Fragen – die Masche, mit der die Populisten Erfolge haben, – fanden die beiden nicht. Aber sie kamen sehr wohl zu vernünftigen Einschätzungen und besprachen Strategien. Lesen Sie im Folgenden zwei kurze Eingangsstements und das Gespräch, das Akademiedirektor Dr. Florian Schuller moderierte.

## Reagieren auf politischen Populismus

### Ein Gespräch mit Armin Nassehi und Markus Blume

**Florian Schuller:** „Was tun?! Reagieren auf den politischen Populismus“. Sie wissen sicherlich, „Was tun?“ ist die Hauptschrift von Lenin. Wir haben dem Fragezeichen ein Ausrufezeichen hinzugefügt und es dadurch hoffentlich entlenisiert. Man kann den Titel jetzt doppelt lesen, „was tun“ als Frage, was soll man denn tun, oder als Aufforderung: „tut was“. Ich bin gespannt, wie weit wir dabei mit der Diskussion kommen werden.

Könnten wir uns trotz oder wegen der beiden sehr klaren Statements (**siehe Seite 3 und 5**) auf einen Begriff von Populismus einigen, über den wir sprechen werden? Sie, Herr Blume, haben drei Adjektive gebracht: ein reaktionärer Populismus, ein restaurativer, ein sich verselbstständigender.

**Armin Nassehi:** Ich würde die Adjektive vollständig akzeptieren. Kurz zusammengefasst: Der Populismus, über den wir hier reden müssen, tut so, als gäbe es einfache Lösungen für komplizierte Probleme, verweist dafür auf sozusagen unvordenkliche Selbstverständlichkeiten, die man einfach aus der Vergangenheit heute einpflanzen kann, und hält sich selbst für alternativlos. Der wäre dann nicht nur reaktionär, sondern auch autoritär. Und das ist alles genau das Gegenteil einer demokratischen Kultur. Die bedeutet nicht, dass ich durchsetze, was ich richtig finde, sondern dass ich das im Lichte einer anderen Möglichkeit kommunikativ tun kann.

**Markus Blume:** Die Auseinandersetzung mit jeder Art des Populismus ist schwierig, weil es auch im Schlechten

etwas Gutes gibt. Denn die radikale Vereinfachung hat dazu geführt, dass bestimmte Dinge, die vorher nicht zur Debatte standen, neu gesehen werden: Menschen zum Beispiel, die abgehängt waren, die sich vielleicht auch politisch nicht repräsentiert gefühlt haben. Konkretes Beispiel: Globalisierung. Es war möglicherweise in den Vereinigten Staaten von Amerika mit wahlentscheidend, dass es ein zuvor nicht ausgesprochenes und auch nicht aufgelöstes Gerechtigkeitsgefälle gab: zwischen der Sonnenseite des Landes, Kalifornien, und dem „Rust Belt“, wo früher echt gearbeitet wurde. Ich habe da auch für mich dazu gelernt, dass es nicht ausreicht, wenn am Ende die volkswirtschaftliche Gesamtbilanz stimmt; sondern wir müssen sicherstellen, dass wirklich jeder zum Globalisierungsgewinner werden kann. Das ist deutlich anspruchsvoller und bisher wenig diskutiert, so etwas wie der „blinde Fleck der Globalisierung“. Es gibt bestimmt einen ähnlichen „blinden Fleck“ bei der Digitalisierung.

**Florian Schuller:** Vizepräsident Joe Biden hat nach der Trump-Wahl von der „Rache der Mittelschicht“ gesprochen. Nicht nur die Arbeitslosen, sondern ein Großteil der Mittelschicht scheint in Amerika auf die andere Seite gegangen zu sein.

**Armin Nassehi:** Aus empirischen Daten wissen wir ziemlich genau, dass die Anfälligkeit für den Populismus, auf dessen Definition wir uns gerade geeinigt haben, keineswegs eindeutig korreliert mit soziodemografischen und mit sozioökonomischen Lagen. Es gibt kein einfaches Distributionsproblem. Seit

# Editorial

Liebe Leserinnen und Leser!

„Europa – christlich?!“: Dieses Symposium bildet den Hauptteil der aktuellen „debatte“. Anlass war der 90. Geburtstag von Papst em. Benedikt XVI. Ganz bewusst hatten wir, die drei Kooperationspartner, ein eher politisch angelegtes Thema ausgewählt, dessen geistliche Dimensionen dann nicht aufgesetzt wirkten, sondern sich wie selbstverständlich ergaben.

Wenn ich nun das Inhaltsverzeichnis durchgehe, wird es aufregend. Da legen sich nämlich Thematiken aus ganz anderen Kontexten gleichsam ringförmig um jenes „christliche Europa“. Das beginnt schon mit dem Dauerbrenner „politischer Populismus“, was man eigentlich darunter verstehe, und wie ihm zu begegnen sei.

Der Bericht unserer Akademieexkursion nach Tunesien zeigt dann einerseits, wie ein harter Laizismus französischer Tradition die dort lebenden (europäischen) Christen auf kirchliche Binnenräume beschränkt, aber andererseits das spannende Experiment mit offenem Ausgang, wie aus einer Partei der Muslimbruderschaft „Muslimdemokraten“ werden. Auch die Verantwortung Europas, sich auf der anderen Seite des Mittelmeers deutlich zu engagieren, wurde uns klar.

Weiter im Inhaltsverzeichnis: Am Beispiel der Wechselbeziehungen zwischen Bayern und Böhmen, Tschechen und Deutschen während guter und schwerer Zeiten leuchtet jene europäische Geschichte auf, die ohne ein Verständnis für deren christliche Verwurzelung nicht einmal anfanghaft zu begreifen ist.

Dann machen die Herausforderungen, die sich aus der „Bioökonomie“ ergeben, deutlich, dass heutzutage ohne ein ökologisch nachhaltiges Handeln, wie es den Einsichten und Forderungen der Enzyklika *Laudato si'* entspricht, ein „Europa – christlich“ nicht mehr vorstellbar wäre.

Und schließlich greift der Film „Silence“ von Martin Scorsese einen dramatischen Aspekt der Missionsgeschichte auf, die ja über Jahrhunderte fundamental von der europäischen Christenheit getragen und bestimmt wurde.

Gleichsam zur Entspannung nach dieser ziemlich harten Kost können Sie in einem erneut beiliegenden Sonderheft die Reise eines jungen wittelsbachischen Prinzen durch jenes Europa verfolgen, wo hinter „Europa – christlich“ noch kein Fragezeichen stand.

Gute Lektüre!

Ihr



N.B. Neben der Prinzenreise finden Sie als zweite Beilage das Inhaltsverzeichnis 2016 vor – eine Erinnerung an viele andere spannende Themen.



Foto: Thomas Frey/dpa

Ende Januar, fast gleichzeitig mit unserer Veranstaltung in München, trafen sich die Führer der rechtspopulistischen europäischen Parteien in

Koblenz. Unser Bild zeigt (v.l.n.r.) Geert Wilders, Marine Le Pen und Frauke Petry.

Mitte des 19. Jahrhunderts, seit es die modernen industriegesellschaftlichen Nationalstaaten gibt, war das doch der Punkt, an dem sich politische Konzepte scharfgestellt haben: etwas mehr, etwas weniger Deregulierung, etwas mehr oder weniger Redistribution. Das waren die Themen. Und wir sind daran gewöhnt, alles daran festzumachen.

Jetzt erleben wir tatsächlich, dass es durch alle Schichten hindurch Gruppen gibt, die sich selbst als Globalisierungs- und Modernisierungsgewinner fühlen, mit Abweichungen umgehen können, sich auf die digitale Wende freuen, und andererseits Leute, die zum Teil eingebildete, zum Teil sehr reale Ängste haben. Diese Unterscheidung ist inzwischen die Konfliktlinie, mit der wir zu tun haben. Wenn Politik, Sozialwissenschaften, Medien immer nur die alten Geschichten anbieten und diesen Konflikt nicht ernstnehmen, dann gibt es ein großes Problem. Das erleben die Mittelschichten viel stärker als die anderen, weil es bis vor kurzem zu ihnen gehörte, so etwas wie eine „narrative authority“ gehabt zu haben, nämlich darüber semantisch zu bestimmen, was ein „normales Leben“ in der Gesellschaft ausmacht. Diese Autorität haben sie verloren.

**Florian Schuller:** Kann man noch etwas spezifizieren? Was ist Angst, was ist Einbildung, was ist Projektion und was Wirklichkeit?

**Armin Nassehi:** Wenn man das so genau sagen könnte, wäre das toll. Einige Stichworte haben wir schon gehört. Globalisierung gehört ohne Zweifel dazu. Noch viel lebensnäher ist die digitale Revolution, die uns bevorsteht. Wird tatsächlich in der nächsten Generation das Einkommen eindeutig an Arbeit gekoppelt sein? Dafür gibt es noch keine Antworten. Wir sind in Deutschland

geradezu auf einer Insel der Seligen im Hinblick sowohl auf unsere technologische Entwicklung als auch unsere Bildungsmöglichkeiten und ökonomischen Potenzen. Trotzdem erscheint das alles als unbekannte Zukunft.

Was macht ein normales Leben aus? Es sind nicht die großen Sätze. Das ist das einzige, was ich gegen den Begriff der Leitkultur habe, gar nicht die Inhalte. Was macht ihr Leben aus? Alltagspraxis, die funktioniert. In Routinen zu geraten, so etwas wie Sicherheit zu erleben, so etwas wie Erwartungssicherheit für die nächste Generation sich wenigstens vorstellen zu können. Sozialen Aufstieg für manche Trägergruppen für denkbar zu halten. Das sind relativ kleine Dinge, gar nicht das Großnarrativ. In der Soziologie sprechen wir von Lebenslagen. Niemand hat auf uns gewartet; wir müssen unser Leben selber führen. Es ist unglaublich schwierig, Orte dafür zu finden. Wenn wir den Leuten nicht helfen, dass diese Orte irgendeine Plausibilität haben, entstehen diese Unsicherheiten.

In meinem Milieu hat man unglaublich darüber gespottet, dass das neue Grundsatzpapier der CSU „Ordnung“ heißt. Aber das ist eigentlich eine gute Idee. Ordnung heißt eigentlich nichts anderes als eine Art von Selektivität dessen, was an Information an mich herankommt und was nicht. Genau das fehlt tatsächlich vielen Menschen in einer komplexen Gesellschaft. Ich empfehle übrigens, sich Migranten anzusehen, wie schwer es denen bisweilen fällt, in eine komplexe Gesellschaft hineinzukommen. Ganz ähnlich ist es auch für die Autochthonen, die ein Leben führen und Orte finden müssen, was nicht von selber funktioniert, sondern wozu man Kompetenzen braucht.

**Florian Schuller:** Mit Autochthonen meinen Sie unser Publikum?

**Armin Nassehi:** Ja, auch!

**Markus Blume:** Die Verlierer sind weit verteilt – und an die Verlierer angrenzend auch die Verunsicherten. Die Verlierer sagen: Wäre das schön, wenn es uns mal wieder so gut ginge wie früher. Das sind diejenigen, die vielleicht heute schon harte Arbeitsplatzkonkurrenz in alten Industriearbeitsbezügen erleben, gerade in den Vereinigten Staaten. Bei uns können wir einen radikalen Perspektivenwechsel der Verunsicherten beobachten. Sie hören heute kaum noch junge Eltern sagen: Ich möchte, dass es meinen Kindern mal besser geht als mir. Das ist ja auch schwer möglich. Sie sagen eher: Ich wäre schon sehr zufrieden, wenn es meinen Kindern mal so gut geht wie mir. Diese alte Aufstiegserzählung war immer dominierend – bei uns in der alten Bundesrepublik wie in den Vereinigten Staaten. Sie ist ein Stück weit gebrochen.

Zum Thema der Ordnung. Meine These ist, dass wir heute ein Problem haben mit der Explosion an Freiheit in allen Bereichen. Unsere Gesellschaft ist so offen wie noch nie: keine Grenzen mehr, weltweite Mobilität. Ähnlich in der Wirtschaft: unglaubliche neue Möglichkeiten durch die Digitalisierung. Dieser Zugewinn an Freiheit macht in gewisser Weise Angst. Erstens muss ich mich selbst zwingen, mich damit auseinanderzusetzen, ja, ich muss befähigt werden, um überhaupt davon profitieren zu können. Und zweitens möchte ich dann etwas haben, an dem ich mich festhalten kann.

Eine Gesellschaft, die so viel Freiheit hat, muss sich auch ihrer Grenzen und Regeln versichern. Und wenn wir über Regeln reden, dann reden wir natürlich über Ordnung. Es ist ein Wesensmerkmal unserer offenen Gesellschaft, dass sie auch von Regeln lebt, natürlich von einer Verfassung, aber auch von den

ungeschriebenen Regeln des Zusammenlebens, nämlich der Leitkultur. Ihnen mag der Begriff auch in zehn Jahren noch nicht gefallen. Aber im Namen der Freiheit und der offenen Gesellschaft und eingedenk der Aufgabe, dass wir den Menschen die Angst vor diesen Veränderungen nehmen müssen, brauchen wir Regeln des Zusammenlebens und der guten Zukunftsgestaltung. Wenn wir das nicht tun, votieren die Menschen im Zweifelsfall eben nicht für Zukunftsoffenheit.

**Florian Schuller:** Jenseits der Trends zu Globalisierung oder Digitalisierung, die wir nicht verhindern können – wo wären die konkreten Punkte, wie sagen die Politiker immer so schön, die Stellschrauben, an denen gedreht werden müsste, dass die Gründe für die Angst, sei sie berechtigt oder nicht, weniger werden?

**Markus Blume:** Erstens, selbst bei uns hier, wo es uns in Deutschland und noch mehr in Bayern so gut wie noch nie geht, gibt es Fairness-Themen. Das sage ich auch als Vertreter einer Partei, die nicht sozialdemokratisch heißt. Statt



Vor der Veranstaltung unterhielt sich der Soziologieprofessor Armin Nassehi (re.) mit Politikprofessor Werner Weiden-

feld, Direktor des Centrums für Angewandte Politikforschung und Mitglied der Akademieleitung.

## Statement von Markus Blume

Das mit dem Populismus ist so eine Sache. Das Wort oder die Idee hat einen ziemlichen Niedergang während der letzten Jahre erfahren, deshalb drei Gedanken zum Einstieg.

Der erste – ich denke an meinen Parteivorsitzenden Horst Seehofer: Er hat vor zwei Jahren vom „Spiegel“ den Vorwurf bekommen, er würde nur das machen, was das Volk will. Davon hat er bei uns in der Fraktion berichtet und mit der Gegenfrage geantwortet: Soll ich etwa das Gegenteil davon machen? Das führt zur ersten Feststellung: Etwas liegt im Argen bei der Erwartung, was gute Politik ist. Ist gute Politik eine, die macht, was das Volk will? Es scheint, diese Position ist etwas diskreditiert.

Zweites Beispiel: Gerade auf der Herfahrt habe ich meine SPD-Kollegin Zacharias mitgenommen. Die sagt, Populismus war früher eigentlich gar nicht schlimm.

Und das dritte, jetzt sind wir bei dem großen Thema dieser Tage, Donald Trump. Er wird im Moment für das kritisiert, was er macht, aber vor allem auch für die Tatsache, dass er sich sogar erdreistet, das umzusetzen, was er davor angekündigt hat. Auch das ist eine interessante Feststellung, weil die Menschen und die politischen Beobachter und vielleicht Teile des politischen Systems nicht mehr zwingend daran gewöhnt sind, dass jemand nicht nur das sagt, was er denkt, sondern auch noch das macht, was er zuvor gesagt hat.

Ihre Fragestellung heißt: Wie setzen wir uns richtig mit dem Thema des Populismus und den Protestbewegungen auseinander? Dazu muss man einmal nachspüren, woher diese Entwicklungen kommen.

Ich beobachte so etwas wie eine Art von reaktionärem Populismus: ein Populismus, der auf Veränderungen reagiert, auf Unzufriedenheiten. Das ist der Populismus der Vereinfacher, er reagiert auf diejenigen, die sich abgehängt fühlen, weil sie das Gefühl haben, sie kämen bei vielen Entwicklungen nicht

mehr mit. Deren Hoffnung lässt sich vielleicht gut umschreiben mit dem Wahlkampfmotto von Donald Trump: „Make America great again.“ Das ist also die Idee, ein Rezept aus der Vergangenheit zu bemühen und damit vermeintlich Antworten für die Zukunft zu geben – weil die Menschen das Gefühl haben, diese Vergangenheit wäre irgendwie besser gewesen als das, was sie heute an Problemen erleben und in Verbindung bringen mit diesen Veränderungen, mit Globalisierung, mit Digitalisierung, ganz allgemein mit der Modernisierung. Sie glauben, dass es in der Vergangenheit, als es diese Dinge nicht gab, besser war. Deswegen sind sie zugänglich für diejenigen, die mit diesen Lösungen aus der Vergangenheit kommen.

Was ist die Antwort auf diese Art des reaktionären Populismus? Ich glaube, man muss tatsächlich versuchen, mit der Komplexität der Welt und mit diesen Veränderungen umzugehen, das heißt, sie zu gestalten, und nicht zu spalten. Das ist wahrscheinlich die Kunst, wirklich zu versuchen, die Dinge ganzheitlich in den Blick zu nehmen. Wir werden sicherlich diskutieren, wo es auch blinde Flecken in den Debatten der Vergangenheit gegeben hat, gerade beim Thema Globalisierung.

Zweite Antwort: Es gibt einen restaurativen Populismus, der will, dass eine alte Ordnung, oder überhaupt wieder so etwas wie Ordnung hergestellt wird. In Großbritannien war zum Beispiel das Motto der sogenannten „Leave“-Kampagne: „take back control.“ Dieses Motto hat verfangen, weil es eine Zielgruppe anspricht, die das Gefühl hat, dass wir vielen Entwicklungen ohnmächtig gegenüberstehen. Das Wort vom Kontrollverlust macht die Runde, und auch dazu muss eine Antwort gefunden werden. Die Antwort, die die Menschen in Großbritannien mehrheitlich getroffen haben, war nicht die richtige. Aber wie reagieren wir auf diese Sorge vor Kontrollverlust, davor, dass uns die Dinge

entgleiten, dass sie niemand mehr steuert, niemand mehr verantwortlich ist? Unsere Antwort haben wir mit dem neuen CSU-Grundsatzprogramm gegeben. Der Titel lautet nicht ohne Grund: „Die Ordnung“. Ordnung ist hier im ordnungspolitischen Sinne zu verstehen, also zu überlegen, wo die freie Gesellschaft, unsere Wirtschaftsordnung, auch unsere liberale Demokratie ihre Leitplanken haben – und wo wir diese vielleicht sogar ein Stück weit stabilisieren müssen.

Dritte, letzte Bemerkung: Es gibt so etwas wie einen sich verselbstständigenden Populismus. Den finden Sie überall in den Weiten des Internets, in den sozialen Netzwerken, wo sich auf der Basis von postfaktischen Informationen, alternativen Fakten oder gefühlten Wahrheiten – man kann auch sagen: von Lügen – Dinge verselbstständigen. Das Gefährliche ist, dass all das dem politischen Diskurs ein gutes Stück entzogen ist, weil es sich in den abgeschirmten Filterblasen, in diesen Meinungshöhlen auch sehr komfortabel leben lässt. Man wird nicht mehr gestört von anderen Meinungen, bekommt nur noch an gefilterten Informationen präsentiert, wovon man eh schon überzeugt ist. Hier sehe ich eine große politische Aufgabe, gerade auch für einen Generalsekretär: Wie kommen wir hinein in diese Meinungsblasen?

Aber umgekehrt müssen wir auch die Frage stellen: Wie bekommen wir die Menschen dort wieder heraus? Wie können wir ihnen zeigen, dass es außerhalb dieser Meinungshöhlen eine andere Wirklichkeit beziehungsweise die echte Wirklichkeit gibt, ganz im Sinne von Platons Höhlengleichnis? Das hat viel mit digitaler Aufklärung zu tun und noch mehr mit dem, was Sie heute Abend hier machen, nämlich einen guten Diskurs ermöglichen, bei dem man merkt, dass im Gespräch vielleicht die bessere Antwort liegt als die einfache oder jene aus der Vergangenheit. □

## Themen „zur Debatte“

|  |    |
|--|----|
| Editorial  | 2  |
| <b>Was tun?! Reagieren auf politischen Populismus</b>  |    |
| Ein Gespräch mit Armin Nassehi und Markus Blume  | 1  |
| <b>Ceterum censeo Tunesiam esse visitandam</b>   |    |
| Exkursion der Katholischen Akademie Bayern nach Tunesien                                       | 7  |
| <b>„Silence“ Der Film von Martin Scorsese</b>  |    |
| Japanische Kirchengeschichte im 16. und 17. Jahrhundert<br>Christoph Nebgen                    | 11 |
| <b>Domino Vernissage zur Ausstellung mit Werken von Martin Wöhrl</b>                           |    |
| Martin Wöhrl: Domino<br>Angelika Nollert   | 15 |
| <b>Rudolf Voderholzer, Tomáš Holub und Klaus Unterburger</b>                                   |    |
| Die Ostausrichtung des Bistums Regensburg in Geschichte und Gegenwart                          | 18 |
| <b>Europa – christlich?!</b>   |    |
| Grußwort zur Tagung anlässlich des 90. Geburtstags von Benedikt XVI.<br>Reinhard Kardinal Marx | 19 |
| Das metaphysische Defizit:<br>Europa sucht seine Idee<br>Udo Di Fabio                          | 21 |
| Europa braucht eine versöhnte Christenheit. Eine biblische Perspektive<br>Thomas Söding        | 24 |
| Einheit in Vielfalt.<br>7 Thesen zu Wunsch und Wirklichkeiten<br>Gottfried Wilhelm Locher      | 27 |
| Schritte auf dem Weg zur Einheit der Kirchen<br>Bischof Andrej Cilerdžić                       | 29 |
| Was für die Christen spricht<br>Sibylle Lewitscharoff  | 31 |
| Europa – christlich?!<br>Johannes Singhammer   | 34 |
| Impressum  | 14 |



Prof. Dr. Armin Nassehi, Professor für Soziologie an der LMU München, Akademiedirektor Dr. Florian Schuller und Markus Blume, Vorsitzender der

Grundsatzkommission der CSU und gleichzeitig deren stellvertretender Generalsekretär (v.l.n.r.).

Gerechtigkeit ist für mich der Fairness-Begriff etwas handhabbarer. Jemand, der in München ein Leben lang gearbeitet hat, für den wird es im Alter schwierig mit Wohnung, Lebenshaltungskosten und dergleichen. Selbst ein Mittelständler, der auf den Weltmärkten zu Hause ist, sagt Ihnen, es geht heute nicht mehr überall fair zu. Das hat auch wieder mit Ordnung zu tun.

Um eine Ordnung muss man sich immer wieder bemühen und sie aktualisie-

ren. Es reicht nicht, zu behaupten, prima, wir haben die soziale Marktwirtschaft. Die läuft irgendwann leer, wenn wir nicht sicherstellen, dass ihre Grundprinzipien ins Heute und Morgen übersetzt werden und in einer Zeit wirken können, in der globale Internet-Giganten unterwegs sind, sich die Grenzen zwischen abhängiger und selbstständiger Arbeit auflösen und jene zwischen Arbeit und Freizeit verschieben.

**Florian Schuller:** Was ist dann die Botschaft für den, der sich in München die Wohnung nicht mehr leisten kann, oder den Mittelständler mit den erwähnten Schwierigkeiten?

**Markus Blume:** Dass wir das in den Blick nehmen, Stichwort Mütterrente. Wir haben als CSU viel Widerspruch erfahren. Aber wenn ich gerade in einer Stadt wie München die Altersarmut sehe, muss ich auf der einen Seite über Wohnraum reden, aber auf der anderen Seite darüber, wie ich bestehende Gerechtigkeitslücken schließen kann. Dann gehen wir eben auch in den Streit und die Auseinandersetzung und sagen: Der dritte Punkt bei der Mütterrente muss her. Wir wissen, es kostet viel, wenn wir Gerechtigkeit herstellen wollen.

**Florian Schuller:** Professor Nassehi, Sie hatten vorhin als Grund für das Anwachsen des Populismus auch den Eindruck alternativloser Politik genannt. Da denkt man natürlich als erstes an die EU und den Euro. Wo sehen Sie Chancen und Notwendigkeiten, in diesem Bereich alternative Konzepte deutlich zu machen?

**Armin Nassehi:** Ich muss leider abstrakt antworten. Warum ist Europa ein solches Ziel von Ablehnung und Hass? Das ist weder historisch noch objektiv zu erklären; denn wir profitieren ja alle von Europa. Meine These als Soziologe

ist, dass man am europäischen politischen System viele Vorurteile bestätigt bekommt, die für das Nationale nicht gelten, und zwar, dass es dort eine Art intransparenter Politik gibt. Im europäischen Parlamentarismus finden Sie einen Mechanismus, der für demokratische Nationalstaaten wesentlich ist, außer Kraft gesetzt, nämlich dass das Parlament die Regierung kontrolliert und zur Not womöglich sogar ablösen kann.

**Florian Schuller:** Das gibt es bei uns auch kaum noch, dass das Parlament die Regierung kontrolliert...

**Armin Nassehi:** Doch, das gibt es schon. Es passiert vielleicht bei uns in Deutschland nicht oft, dass Regierungen abgewählt werden, aber es passiert als institutionalisierte Opposition, die sichtbar ist und der Anlass für öffentliche Diskussionen, zum Teil über genau die Fragen, von denen Sie gerade gesprochen haben. Man muss sagen, das funktioniert doch vergleichsweise gut.

In Europa gibt es das alles auch, es wird aber nicht sichtbar, weil oppositionelles Reden im Europaparlament keine Folgen hat; denn am Ende bekommt die europäische Regierung, was immer das heißt, ihre Legitimation von woanders her, von den nationalen Regierungen nämlich, letztlich mit wenig Beteiligung des Parlaments. Und das merken die Leute. Was produziert Loyalitäten zum politischen System, nicht zu einer bestimmten Partei oder zu einem bestimmten Programm, sondern zum Politischen selbst? Es müsste genau das sein, dass dieser Mechanismus Konsequenzen hat.

Herr Blume, Sie haben gerade sehr schön gezeigt und gesagt, wo tatsächlich bei Gerechtigkeit oder Fairness Probleme auftauchen. Fairness wäre interessanterweise ein liberaler Begriff; ganz spannend. Wahrscheinlich gibt es wenig politische Kräfte innerhalb des Spektrums mit comment, das diesen

Sätzen widersprechen würde. Interessant bleibt: Worin kann man sich unterscheiden? Der Soziologe würde sagen, wir haben ein riesengroßes Problem mit der Komplexität unterschiedlicher Handlungsformen in der Gesellschaft. Ökonomisches, politisches, wissenschaftliches Handeln sind ganz unterschiedlichen Erfolgsbedingungen ausgesetzt, und deshalb ist es so unglaublich schwer, selbst für Experten, zu verstehen, wie die Dynamik dieser Gesellschaft eigentlich funktioniert. Wie soll man es dann anderen erklären?

Wenn man mal versucht, jenseits politischer Programme zu beschreiben, was das Bezugsproblem des Konservativen ist, dann wäre das, nicht von der Stärke, sondern von der Schwäche der Menschen auszugehen, von den Bindungsnotwendigkeiten der Menschen, und dann zu zeigen, unter welchen Bedingungen Ängste entstehen. Ein eher linkes Denken würde wahrscheinlich betonen, wie man Autonomie stärken kann, dass man in diesen Strukturen klar kommt. Es sind beides legitime Formen, mit diesem Syndrom umzugehen.

Das deutsche politische System hat sich immer dadurch ausgezeichnet – selbst wenn es riesengroße Konflikte gab –, dass es einen Konsens über diesen Konflikt gab, und dass man sich darüber auseinandersetzen konnte. Viel von dem, was wir an nicht angemessenem Populismus zur Zeit sehen, stammt von jenen, die diese Form institutionalisierter Differenz der verschiedenen Positionen nicht mehr sehen und deshalb nicht mehr Opposition innerhalb des politischen Systems sondern dagegen machen, und inzwischen nicht nur gegen die Politik, sondern auch gegen die Kirchen, die Presse, gegen die Wissenschaft, gegen Kulturinstitutionen und dergleichen. Insofern ist es besonders wichtig, dass man einen politischen und wissenschaftlichen Diskurs führen kann, bei dem man zeigt, dass es in komplexen Welten stets mehrere Reaktionsmöglichkeiten und legitime Konzepte gibt und geben kann.

Dies ist keine Selbstimmunisierungsstrategie, sondern diese Gesellschaft lässt sich tatsächlich nicht mehr mit den alten Chiffren, die vielleicht einmal positiver



**Armin Nassehi:** Ein eher linkes Denken würde wahrscheinlich betonen, wie kann man Autonomie so stärken, dass man in diesen Strukturen klar kommt.



**Markus Blume:** Selbst ein Mittelständler, der auf den Weltmärkten zu Hause ist, sagt Ihnen, es geht heute nicht mehr überall fair zu.



**Markus Blume:** Es sind Wertefragen, die Fragen nach Recht, Sicherheit, Ordnung – Konzepte, die konservative Kernelemente sind.

Populismus waren, auf den Begriff bringen. Wenn ich an mich selber denke, mein politisches Koordinatensystem vor vielleicht vor 20 Jahren ist weg, völlig durcheinandergeworfen, weil die Narrative von früher nicht mehr zu den „constraints“ der Gesellschaft passen.

**Florian Schuller:** Zu diesem Punkt Nachfrage an Sie beide, doch auf eine konkrete Situation bezogen. Wenn es die Herausforderung gibt, dass Komplexitäten nicht mehr so beschrieben werden können wie früher, dass es also unterschiedliche mögliche Lösungswege gibt, könnte dann auch die Situation, dass wir seit Langem und vielleicht auch in



**Armin Nassehi:** Die eigentliche Leistung der Demokratie ist nicht das Mehrheitsprinzip, sondern die Institutionalisierung der Opposition.

## Statement von Armin Nassehi

Ich will mit etwas anderem beginnen, und zwar damit, dass der Begriff des Populismus inzwischen selbst fast ein populistisches Schlagwort geworden ist. Wir benutzen diesen Begriff und glauben zu wissen, was damit eigentlich gemeint ist. Politische Kommunikation muss unbescheiden sein, also mehr an Steuerungskompetenz versprechen, als eigentlich möglich ist, und die Kunst politischer Rede besteht deshalb darin, so etwas wie Vertrauen zu schaffen in einer Gesellschaft, in der man nicht durchregieren kann. Das ist vielleicht das große Missverständnis von Trump, dass er das Land führt wie ein Generaldirektor statt wie ein Präsident. Aber ich bin mir ziemlich sicher, dass die Praxis ihm auch noch zeigen wird, dass die Gesellschaft widerständiger ist, als man denkt.

Aber dass politische Kommunikation immer vereinfachen muss, heißt nicht, dass sie etwas Falsches sagt, sondern sie muss die Dinge nur einfacher auf den Begriff bringen, als sie zum Beispiel ein systemtheoretischer Soziologe beschreibt. Und sie muss deshalb den Adressaten im Blick haben und ihm etwas anbieten, wovon der Adressat denken könnte, dass es seine eigene Erfahrung sei. Die meisten Erfahrungen, die wir kennen, kennen wir ja tatsächlich aus vorgeführter Medienkommunikation. Insofern hat politische Kommunikation stets auch einen im weitesten Sinne populistischen Aspekt, wenn man darunter die vereinfachende Zuspitzung von Themen und Thesen verstehen will.

Zukunft eine große Koalition in Deutschland haben, auch ein Grund sein für das Anwachsen von radikalen Positionen links oder rechts?

**Armin Nassehi:** Vielleicht ist es andersrum! Vielleicht haben wir die Große Koalition, weil man womöglich gar nicht mehr aus guten Gründen die Unterschiede so stark machen kann. Zum Beispiel ist die Union urbaner geworden, weiblicher, zum Teil sogar feministisch in manchen Zusammenhängen. Das erschreckt Sie vielleicht, aber überlegen Sie mal, welche Sätze für Sie heute selbstverständlich sind, die vor zehn, fünfzehn Jahren überhaupt nicht möglich gewesen wären. Da hat offenbar die Gesellschaft selbst in ihrer Komplexität dazu geführt, dass nicht das Bezugsproblem des Konservativen verloren gegangen ist, sondern die Trägergruppen andere geworden sind.

Oder schauen Sie sich die Entwicklung der Grünen an: Die Grünen sind für mich die konservativste Partei, weil sie vor allem Leute anspricht, die etwas zu verlieren haben und die gewissermaßen strukturkonservativ in dem Sinne sind, dass sie sehr stark über Werte nachdenken. Man kann die Werte teilen oder nicht; das ist eine andere Frage. Aber hier findet sich eigentlich eine sehr konservative Form. Viel größere Schwierigkeiten, Stichwort Große Koalition, haben heute Sozialdemokraten, deren Problem ja eigentlich gelöst ist, nämlich die Versöhnung von Arbeiterschaft und bürgerlicher Gesellschaft. Das muss man heute nicht mehr voran-

Der zweite Punkt: Womöglich beginnt Populismus dann problematisch zu werden – Herr Blume, da bin ich ganz bei Ihnen –, wenn er reaktionär wird, wenn er stark vereinfachend wird. Aber das fängt vielleicht schon dort an, um eine erste Kontroverse zu initiieren, wenn ein Politiker hingeht und sagt, ich tue, was das Volk will. Jan-Werner Müller, Politikwissenschaftler aus Princeton, sagt, der Populismus zeichne sich vor allem dadurch aus, dass man meint, es gebe so etwas wie ein homogenes Volk mit einem authentischen Willen, was natürlich ein Phantasma ist. Westliche Formen von Demokratie zeichnen sich dadurch aus, dass es ganz unterschiedliche Beobachtungen über Lebenslagen gibt und darüber, wie die Welt beschaffen ist. Die eigentliche Leistung der Demokratie ist nicht das Mehrheitsprinzip, sondern die Institutionalisierung der Opposition. Damit müssen politische Entscheidungen ihre Begründungen stets im Horizont anderer Möglichkeiten vortragen. Was die Menschen offensichtlich zur Zeit erleben und was eine große Unzufriedenheit produziert, ist, dass legitime Alternativen bisweilen fehlen und sich dadurch Alternativen etablieren können, die den einfachen, reaktionären, wirklich simplen Sätzen folgen. So werden dann auch Sätze möglich, die dem comment dessen, was man öffentlich für sagbar gehalten hat, radikal widersprechen. Ich würde nicht behaupten, dass jeder, der moralisch unangenehme Sätze in der Öffentlichkeit sagt, gleich ein Schuft ist. Aber die Sagbarkeit von Unsäglichkeiten wird größer.

treiben; das ist geschehen. Trotzdem können wir eine Sozialdemokratisierung der gesamten Politik beobachten. Sie sehen, es ist verrückt und selbst innerhalb dieses einen Systems sehr komplex.

Ich will aber durchaus auch einen positiven Sinn von Populismus formulieren. Es gehört zur politischen Kunst, so etwas wie ein Narrativ anzubieten, das einfacher ist als die Welt es selbst ist. Politik besteht ja nicht darin, die gesamte Gesellschaft zu steuern – das kann sie nicht –, sondern legitime kollektiv bindende Entscheidungen herzustellen. Und dafür braucht man Geschichten, etwas, was wie ein konsistentes Argument aussieht. Sehr spannend ist ja, dass beide großen Kräfte, die Union und die Sozialdemokratie, ein klares Narrativ dessen, was ihre DNA ausmacht, verloren haben.

Ich habe dieses Programm, das Sie, Herr Blume, maßgeblich verfasst haben, sehr genau gelesen. Und selbst wenn ich nicht jedem Satz folgen würde, ist es zumindest ein Versuch, eine konservative Geschichte über die Gesellschaft zeitgemäß auf den Begriff zu bringen. Ähnlich sind ja die Trägergruppen für die Sozialdemokraten weggebrochen; denn die historische Aufgabe der Sozialdemokraten bestand darin, erstens sozialen Aufstieg möglich zu machen, und zweitens die arbeitenden Menschen mit der bürgerlichen Demokratie zu versöhnen. Auch dafür braucht man wahrscheinlich ein neues Narrativ. Wenn man etwas gegen den Populismus tun will, dann tatsächlich neue Narrative anzubieten, die sich wechselseitig für Alternativen halten können. Das nannten wir einmal demokratische politische Kultur. □

**Markus Blume:** Professor Nassehi war vor ein paar Jahren bei uns in der Fraktion in Wildbad Kreuth. Damals hatten Sie gesagt, mit konservativ – ich mache es jetzt sehr simpel – lockst du niemanden mehr hinter dem Ofen vor,



Interessiert hörten die mehr als 200 Teilnehmer der Veranstaltung zu.

schon mit dem Wort nicht. Was die letzten zwei Jahre passiert ist, führt dazu, dass alleine das Wort wieder viele beflügelt, weil es dabei um Dinge geht, die für mich existenziell sind. Es sind Wertefragen, die Fragen nach Recht, Sicherheit, Ordnung – Konzepte, die konservative Kernelemente sind. Insoweit haben Sie Recht. Ich würde unterstützen, dass wir eine Renaissance des Konservativen erleben, nicht in der Weise, wie dieses vielleicht früher gelebt wurde, aber übersetzt ins Heute.

Wir müssen in unserem Land auch wieder aushalten, dass leidenschaftlicher Politik gemacht wird. Und zur Leidenschaftlichkeit in der Politik gehört eine Unterschiedlichkeit in Positionen und auch an manchen Stellen etwas Lautstärke. Jetzt einmal ehrlich: In den letzten 15 Jahren hatten wir doch keine wirklich großen Probleme in diesem Land. Wir haben versucht, Fragen wie die Energiewende groß zu diskutieren – aber das gelingt halt nicht wirklich. Jetzt liegen wirklich große Fragen auf dem Tisch, und natürlich bringt 2017 in vielen dieser Fragen eine Richtungsentscheidung. Deswegen ist es zulässig, manche Dinge wieder profilierter und vielleicht auch polarisierter anzusprechen.

Ein zweites: Sie müssen natürlich mit ihren Botschaften ankommen, auf der Straße gehört werden, von einfachen Leuten, die sich eben nicht nur bei Akademiegesprächen aufhalten. Das war vielleicht die letzten Jahre einfacher. Wir müssen uns in diesem Umfeld wieder aktiv bemühen, weil sonst nur die Vereinfacher ihre Sicht verbreiten. Wir haben leider in den letzten zwei Jahren häufig Situationen erlebt, in denen jemand, der ein kleines Fragezeichen im Kopf hatte beim Thema Zuwanderung, gleich das Gefühl bekam, er steht jetzt nicht innerhalb der Bandbreite des zu-



**Armin Nassehi:** Ich glaube, dass auch das „juste milieu“ seine eigenen Begrenzungen hat.

lässigen Diskurses. Das ist doch unser Auftrag und in dem Sinne auch konservativ im besten Sinne des Wortes: wissen, was der eigene Standpunkt ist, auch für den eigenen Standpunkt streiten, aber stets diskussions- und zukunfts offen sein.

**Florian Schuller:** Was Sie eben gesagt haben, dem würde wohl auch Boris Palmer, der Grünen-OB von Tübingen, zustimmen. Deshalb zum Problem, dass Positionen stigmatisiert werden mit dem Begriff Populismus.

**Armin Nassehi:** Seit einigen Wochen wird diskutiert, dass die Linksliberalen inzwischen im Büßerhemd durch die Gegend laufen und sagen, wir sind schuld am Rechtspopulismus, weil wir die Sorgen der Menschen nicht ernst genommen haben. Das ist eine sehr selbstüberhebende Redeweise. Und ziemlich hochnäsiger. Ich glaube, dass auch das „juste milieu“ seine eigenen Begrenzungen hat. Nehmen wir das Thema Migration. Meine These dazu ist eine doppelte. Einerseits sind wir ein erfolgreiches Einwanderungsland, erstaunlicherweise, erstaunlicherweise deshalb – das ist der zweite Punkt –, obwohl wir nie ein Einwanderungsland sein wollten. Über alle politischen Lager hinweg hat man sich geweigert, über Migration als politisches Thema wirklich nachzudenken, und was das „juste milieu“ tatsächlich nicht geschafft hat, ist, anzuerkennen, dass es auch negative Migrationsfolgen gab und gibt. Das konnte man nicht diskutieren, zum Teil bis in die Forschung hinein nicht. Inzwischen entdecken wir, dass es in allen deutschen Großstädten Migranten-Communities in der dritten Generation gibt. Im internationalen Vergleich würde man die Leute gar nicht mehr Migranten nennen. Die haben eine Art von Islam entdeckt, den sie von zu Hause gar nicht kennen. In der dritten Generation merken sie, dass es wahrscheinlich kaum einen Weg in die Gesellschaft gibt außer über diese stark familienintegrierten Formen. Das ist ein sehr kleiner Teil der Migrationsrealität in

Deutschland. Weil wir die nicht gesehen haben und nicht sehen wollten, und auch niemand da war, der dafür die Chiffren hatte – auch an die eigene Nase gepackt –, fehlt uns ein Narrativ darüber, wie positiv die Migrationsgeschichten in der Bundesrepublik tatsächlich gelaufen sind.

Es ist sehr schwer, den Migrationsstatus loszuwerden, auch in der zweiten oder dritten Generation. Man verliert diesen Status nicht, aber die Menschen leben hier vergleichsweise gut, und das Religionsthema ist erst seit Kurzem ein zentrales Thema, weil es natürlich weltpolitische Bedeutung hat. Was ich vorhin abstrakt gesagt habe, dass bei manchen Themen offenbar das Gefühl entsteht, dass es kaum möglich ist, legitime Alternativen zu formulieren, kann man gerade am Migrationsthema besonders deutlich sehen.

Es ist hochgradig interessant, dass der inklusive Druck in den kleinen Städten und Gemeinden, nicht in den Großstädten, zeigen kann, was Integration eigentlich heißt, über praktische Tätigkeiten die Regelmäßigkeit eines Alltags zu lernen, mit zum Teil unglaublichem Engagement von Menschen, die milieumäßig weit weg davon sind, irgendwie Migrationsaktivisten zu sein. Ich halte es übrigens demokratisch für absolut legitim, auch ein Migrations-skeptiker zu sein. Aber wenn die einzige Alternative ist, und das wird uns sozu-

ist doch, dass auch diejenigen, die in diesen akademischen Milieus leben, eben auch in einem eigenen Milieu leben, und das heißt immer: einen relativ begrenzten Blick auf das Ganze zu haben. Wir tun immer so, als wären wir die, die den Blick auf das Ganze haben und die anderen halt ein bisschen beschränkter. So einfach ist die Welt nicht aufgebaut. Die Ehrlichkeit erfordert es, dass man sowohl wissenschaftliche als auch mediale als auch politische Chiffren findet, die das reflektieren.

**Markus Blume:** Chiffren finden – ich übersetze es einmal, das heißt auch, die Institutionen in Verantwortung nehmen, die Menschen nicht durch Wort und Tat in ihrer Ohnmacht noch zu bestärken, und zwar mit dem Vorwurf, dass sie das Falsche denken. Mit dem, was diese Menschen bewegt, finden sie dann politisch kein Angebot. Wir treiben sie damit in eine Ecke und machen sie ein Stück weit zu politisch Abgehängten. Da sind viele Akteure gefordert, natürlich die Politik zuvorderst, aber eben auch die Medien, die Kirchen. Wer kein Interesse an Spaltung in diesem Land hat, der muss versuchen, die Menschen zusammenzuführen. Und zusammen führe ich nicht, indem ich diese Ohnmacht noch verstärke, sondern indem ich denen, die mit Fragezeichen unterwegs sind, das Gefühl gebe, dass es eine Berechtigung gibt, ein solches Fragezeichen zu haben, und gemeinsam eine Antwort suche.

Das geht allerdings nur, wenn ich die Bandbreite des zulässigen Diskurses wieder vergrößere. Ich habe in den letzten Jahren schon beobachtet, dass sich diese Bandbreite verkleinert hat und mitunter ein ganz schmaler Pfad wurde. Wir müssen ein gemeinsames Interesse haben, die Meinungsvielfalt wieder zu vergrößern. Wenn wir das nicht tun, brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn es sich die Menschen in ihren Meinungshöhlen ganz gemütlich einrichten, sie sich repolitisieren und dann noch sagen, die Welt außerhalb sei ohnehin nur eine Welt von Lüge und Unterdrückung.

**Florian Schuller:** Professor Nassehi, Herr Blume, ich danke Ihnen für das Gespräch. □



**Markus Blume:** Wer kein Interesse an Spaltung in diesem Land hat, der muss versuchen, die Menschen zusammenzuführen.

sagen von Rechtsaußen zur Zeit diktiert, dass es nur die Frage gibt, ja oder nein zu Migration zu sagen, dann wird es auch in der Mitte nicht gelingen, Alternativen zu diskutieren.

Das Migrationsthema ist für mich nur eines unter vielen anderen. Dazu gehören auch Fragen der akademischen Milieus, die zum Teil ganz eigene Probleme lösen müssen. Ich bin weit davon weg, das akademische Milieu zu kritisieren; ich lebe davon. Aber spannend

## Presse

**Katholische Nachrichten-Agentur**  
3. Februar 2017 – Der Münchner Soziologe Armin Nassehi sieht eine Mitschuld bei den etablierten demokratischen Parteien in Deutschland für das Aufkommen des politischen Populismus. Über alle politischen Lager hinweg habe man sich jahrelang geweigert, Einwanderung zu thematisieren, sagte Nassehi am Donnerstagabend in München. „Über negative Folgen von Migration konnte man nicht sprechen, nicht einmal in der Wissenschaft.“ (...) Der stellvertretende CSU-Generalsekretär Markus Blume sagte, die Bandbreite des Zulässigen müsse im Diskurs wieder größer werden, „sonst treiben wir die Menschen erst in die Meinungshöhlen der neuen sozialen Medien, wo sie sich repolitisieren.“ (...) Blume und Nassehi äußerten sich bei einem Podiumsgespräch mit dem Titel „Was tun?!“ Reagieren auf den politischen Populismus“ in der Katholischen Akademie in Bayern.  
*Christoph Renzikowski*



Die Veranstaltung wurde aufgezeichnet. Sowohl ein Kurzclip als auch eine vollständige Videoaufzeichnung des Gesprächs finden sich in der Mediathek der Katholischen Akademie: [mediathek.kath-akademie-bayern.de](http://mediathek.kath-akademie-bayern.de)

# Ceterum censeo Tunesiam esse visitandam

## Exkursion der Katholischen Akademie Bayern nach Tunesien

Nur gut zwei Flugstunden sind es von München nach Tunis. Und doch tut sich jenseits des Mittelmeers eine andere Welt auf: Nordafrika, die arabische Sprache, die muslimische Religion. Wenn man aber genauer hinschaut, zeigen sich auch zahlreiche Verbindungslinien: grandiose Spuren der römischen Antike, Tunesien als Ausgangspunkt des „Arabischen Frühlings“ und heute einziges demokratisches Land der arabischen Welt, eine bis in französische Kolonialzeiten große christliche Geschichte. All diesen Aspekten näherte sich im April eine Reisegruppe aus 23 Mitgliedern der Gremien und des Fördervereins der Katholischen Akademie Bayern. Eingefädelt hatte die Exkursion der frühere Vizepräsident des bayerischen Landtags Franz Maget, der heute als Sozialreferent an der deutschen Botschaft in Tunis arbeitet.

Schon der erste Weg führte die Gruppe an einen Ort, der die Geschichte Tunesiens so vielfältig spiegelt wie kein anderer: Der Byrsa-Hügel war das Zentrum des antiken Karthago. 814 vor Christus der Sage nach von Prinzessin Dido gegründet, wuchs die Stadt schnell zur Metropole des phönizischen Handelsimperiums, ehe die Römer die Kontrolle über das Mittelmeer für sich beanspruchten und die Stadt nach drei „Punischen Kriegen“ 146 vor Christus niederrangen. Doch wer meint, mit dem Satz des älteren Cato „Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam“ sei die Geschichte der Stadt an ihr Ende gekommen, den belehren die Ruinen rund um den Byrsa-Hügel eines Besseren. Schon um die Zeitenwende errichteten die Römer die Stadt neu, und zwar so glanzvoll, dass sie sich zur drittgrößten des Reichs nach Rom und Alexandria aufschwingen konnte, erklärte der kompetente Reiseleiter Mouldi Hammami,

ein promovierter Germanist. Nach zwei Intermezzi der Vandalen und Byzantiner setzten sich im 7. Jahrhundert nach Christus die Muslime im heutigen Tunesien fest – und das antike Karthago wurde zum Steinbruch.

Doch die Geschichte der Stadt war noch immer nicht zu Ende. Als nach den Spaniern und Osmanen Ende des 19. Jahrhunderts die Franzosen die Macht in Tunesien übernommen hatten, erbauten sie oben auf dem Byrsa-Hügel die mächtige Kathedrale St. Louis mit

ihrer Doppelturm-Fassade. In einer Mischung aus byzantinischen und orientalischen Stilelementen sollte der Sitz des Primas von Afrika die Macht des Christentums symbolisieren. Doch es kam anders, heute ist Tunesien zu 99 Prozent muslimisch, und die Kathedrale zum – allerdings sorgfältig restaurierten – Kulturzentrum säkularisiert. Aber auch in der Gegenwart spielt Karthago eine Rolle in Tunesien, lebt doch unweit der Ausgrabungen der greise Präsident Beji Caid Essebsi (90), nach dessen Ent-

scheidungen es in den Medien heißt: „Karthago hat gesprochen.“

Einen ersten Einblick in die aktuelle Lage des Landes gab am Abend der deutsche Botschafter in Tunesien, Andreas Reinicke. Der promovierte Jurist mit viel Nahost-Erfahrung nannte den kleinen Staat in Nordafrika (etwa doppelt so groß wie Österreich) mit seinen elf Millionen Einwohnern „ein Land, das Demokratie übt“. Bis zur Revolution von 2011 seien über Jahrhunderte Entscheidungen von oben nach unten getroffen



Reiseleiter Mouldi Hammami erklärt ein Mosaik im Bardo-Nationalmuseum in Tunis.



Ali Larajedh, stellvertretender Chef der Ennahda-Partei („Muslimdemokraten“) und kurze Zeit Ministerpräsident von Tunesien.



Begegnung mit der deutschsprachigen Gemeinde nach einem gemeinsamen Sonntagsgottesdienst in der Kirche St. Cyprien.



Ein Fischhändler auf dem Markt des Künstlerdorfs Sidi Bou Said.



Einer der Teilnehmer der Exkursion nach Tunesien war der Architekt und Diplomingenieur Robert Brannekämper. Er fertigte vor Ort von vielen herausragenden Bauwerken und eindrucksvollen Ruinen Skizzen an, die er da-

heim als Federzeichnungen ausführte. Drei von ihnen überließ er uns für den Abdruck in der Zeitschrift. Hier sieht man das Minarett einer Moschee in der Altstadt von Tunis.



Phönizische Ruinen in Karthago: Die Stadt wurde der Sage nach 814 vor Christus von der Prinzessin Dido gegründet.



Dr. Florian Schuller (re.) überreicht das Freundeszeichen der Katholischen Akademie an Franz Maget, Sozialreferent an der Deutschen Botschaft in Tunesien, und dessen Frau Dorle.

worden, auch nach der Unabhängigkeit von Frankreich im Jahr 1956 unter den gemäßigten Autokraten Bourguiba und Ben Ali. Deutschland unterstütze heute Menschen, die Verantwortung übernehmen wollen. Das reiche von Hilfen bei der Grenzkontrolle über die Schulung von Abgeordneten bis zum Aufbau einer kommunalen Selbstverwaltung.

Reinicke verteidigte auch die eine Milliarde Euro, die Deutschland an Wirtschaftskrediten für Tunesien zur Verfügung stellt: „Wir wollen einen Ring von stabilen Staaten rund um Europa“. Zu einem funktionierenden Bildungssystem gehöre auch eine geordnete Berufsausbildung, Schwarzarbeit müsse eingedämmt, und der Tourismus auf neue Beine gestellt werden. Die Sicherheitslage Tunesiens schätzt Reinicke besser ein als nach den Anschlägen vergangener Jahre. Nur im dünn besiedelten und wüstenartigen Süden, „wo die Leute das Gefühl haben, abgehängt zu sein“, sei es gefährlicher. Angesprochen auf den Fall des aus Tunesien stammenden Berliner Weihnachtsmarkt-Attentäters Anis Amri, legte Reinicke Wert auf die Beschleunigung der Rückführungsverfahren, die Notwendigkeit von Einzelfallentscheidungen sowie die Stärkung von Polizei und Justiz.

Der nächste Tag führte die Gruppe in das Bardo-Nationalmuseum, auf das im März 2015 ein Anschlag mit 24 Toten verübt worden war, an den eine Gedenktafel im Foyer erinnert. Das grandiose Museum beherbergt die weltweit größte und beste Sammlung römischer Mosaiken; erwähnt sei nur die fein zisierte Darstellung des Dichters Vergil, der eine Schriftrolle mit den ersten Versen seiner Aeneis in der Hand hält, die ihm die beiden Musen Clio und Melpomene eingeflüstert haben. Nachmittags ging es weiter nach Westen in die famos gelegene Ausgrabung Dougga mit ihrem römischen Theater, dem Kapitol und einem punischen Mausoleum.

Am Abend dann war die Gruppe Gast der Hanns-Seidel-Stiftung. Deren Vertreter in Tunesien Said AlDailami, der aus dem Jemen stammt, an der Bundeswehr-Universität in Neubiberg pro-

moviert hat (und sich gern an die Münchner Akademiegespräche mit Offizieren erinnert), hielt einen Vortrag über die Vereinbarkeit von Islam und Demokratie. Während das Verhältnis von Religion und Politik in Europa von Institutionen geprägt sei, stelle sich die Lage in islamischen Staaten viel weniger eindeutig dar. Es gebe zwei konkurrierende Thesen: Die eine gehe von einer Symbiose von Religion und Politik aus, die andere halte die heutigen islamischen Staaten für Kopien des europäischen Staatsmodells.

AlDailami meinte, das Politische habe im Islam schon immer dominiert, die Religion diene der Legitimation. Heute gelte: „Die postkolonialen islamischen Staaten sind ein verzweifelter Kompromiss zwischen moderner Staatlichkeit und eigener Geschichte“, sie seien kaum gesellschaftlich legitimiert. Der politische Islam sei Anfang des 20. Jahrhunderts in Ägypten als eine Reaktion auf die westliche Moderne entstanden. Gründe seien die koloniale Vergangenheit, die ökonomische Deklassierung und die Auflösung der Tradition durch die Globalisierung gewesen. Echten Demokratie-Experimenten wie in Tunesien müsse man Zeit einräumen und sie gewähren lassen.

Für die Gruppe antwortete die Bamberger Islamwissenschaftlerin Rotraud Wielandt. Es gebe in islamischen Staaten sehr wohl auch eine Instrumentalisierung der Politik durch die Religion. Und: „Die Geltung der Scharia ist mit einer Volkssouveränität nicht vereinbar.“ Auch das Argument des Gewähren-Lassens habe seine Grenzen, denn Wahlergebnisse dürften die Verfassung nicht aufs Spiel setzen.

Gut schloss sich der Besuch der Zentrale der Ennahda-Partei am nächsten Morgen an. Als Gesprächspartner stand der stellvertretende Parteivorsitzende Ali Larajedh zur Verfügung, der nach Jahren im Gefängnis ab 2011 ein nicht unumstrittener Innenminister und 2013 sogar kurzzeitig Ministerpräsident Tunesiens war. Aus den Muslimbrüdern hervorgegangen, ist seine Ennahda-Partei – auch „Muslimdemokraten“ genannt – derzeit die stärkste politische Kraft in



Ahmed Adhoum, der laizistisch geprägte Religionsminister Tunesiens.

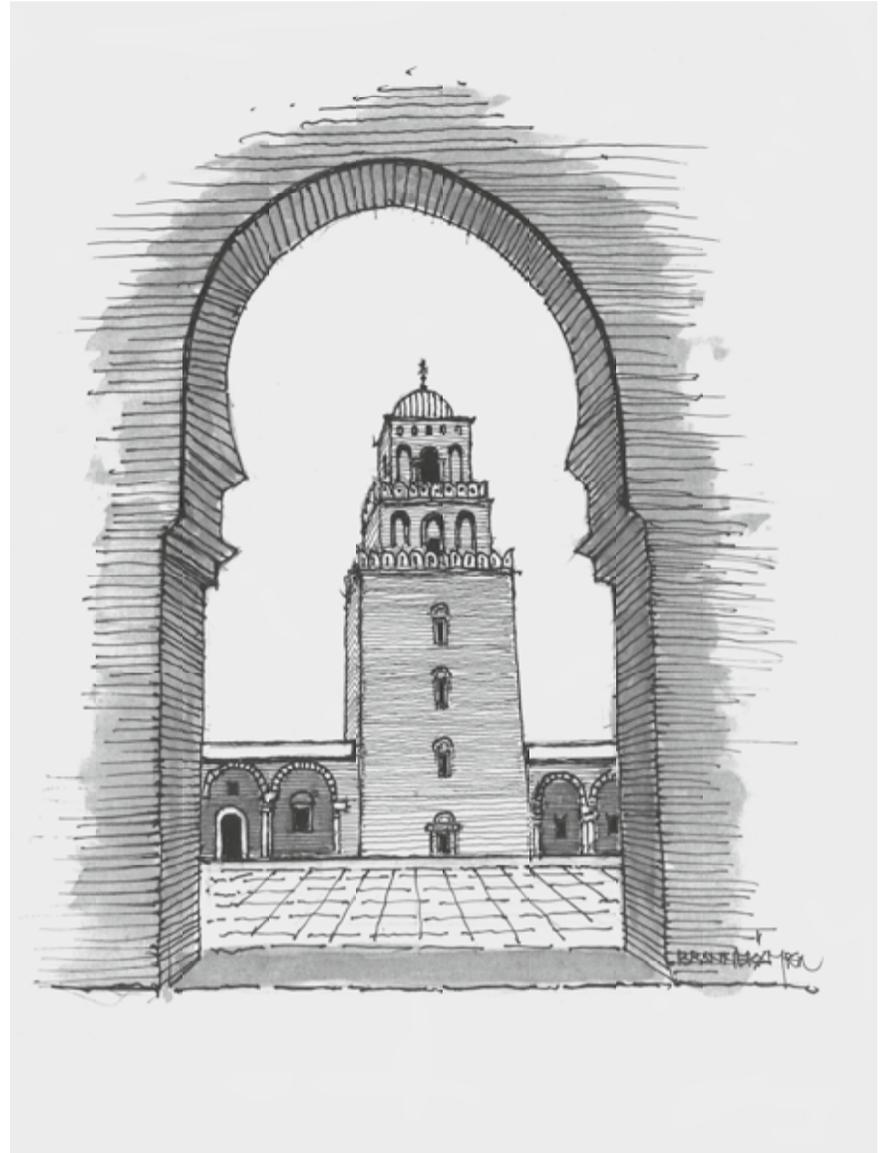
biet hervorhob. Tunesien sei kein religiöser Staat, aber dürfe auch nicht gegen die Religion kämpfen.

Auf die in fließendem Hocharabisch vorgetragene Rückfrage der Professorin Rotraud Wielandt, ob er die Scharia ethisch oder rechtlich verstehe, antwortete Larajedh, dass er als Realpolitiker ethische Werte bewahren und mit der Moderne in Einklang bringen wolle. Ein Vorbild sei dabei die deutsche CDU/CSU, die ihre Wertebindung mit dem Bekenntnis zur sozialen Marktwirtschaft verbinde.

Die andere Seite des politischen Spektrums Tunesiens lernte die Münchner Gruppe am Nachmittag beim Religionsminister kennen. Der laizistisch geprägte Jurist Ahmed Adhoum versteht den Islam als „friedliches Zusammenleben“ und setzt auf Toleranz und den Dialog der Religionen. Die neue tunesische Verfassung von 2014 sagt zwar bereits in ihrem ersten Artikel, dass die Religion des Landes der Islam sei, legt aber gleichzeitig die Republik als Staatsform fest und garantiert die Glaubensfreiheit. Für Adhoum war es wichtig, gleich nach seinem Amtsantritt im Februar neben der Moschee und der Synagoge auch die katholische Bischofskirche von Tunis zu besuchen. Von den rund 5000 Moscheen und ihren etwa 4000 Predigern im Land fordert der tunesische Staat Neutralität und kontrolliert diese auch. Allerdings mische er sich nicht in interne Angelegenheiten ein und nehme keinen Einfluss auf Predigtthemen. Wichtig ist für Adhoum eine gute Ausbildung der Imame: „Terrorismus ist nicht nur mit Gewehren zu bekämpfen, sondern auch mit Bildung.“

Bereits am frühen Nachmittag hatte die Schweizer Salesianerin Maria Rohrer über Geschichte und Gegenwart der katholischen Kirche in Tunesien informiert. Nach der Unabhängigkeit von 1956

Tunesien. Larajedh erklärte, er sei „stolz, am im Gegensatz zu anderen Ländern friedlichen Übergang beteiligt gewesen zu sein“. Heute sei der gesellschaftliche Konsens wichtiger als die Vorherrschaft einer Partei, die Ennahda wolle „am Aufbau einer offenen und solidarischen Gesellschaft mitarbeiten“. Es gehe um einen Ausgleich zwischen Religion und Moderne, auch im Dialog mit anderen Religionen, Kulturen und Völkern, wobei Larajedh die Unterstützung Deutschlands gerade auf wirtschaftlichem Ge-



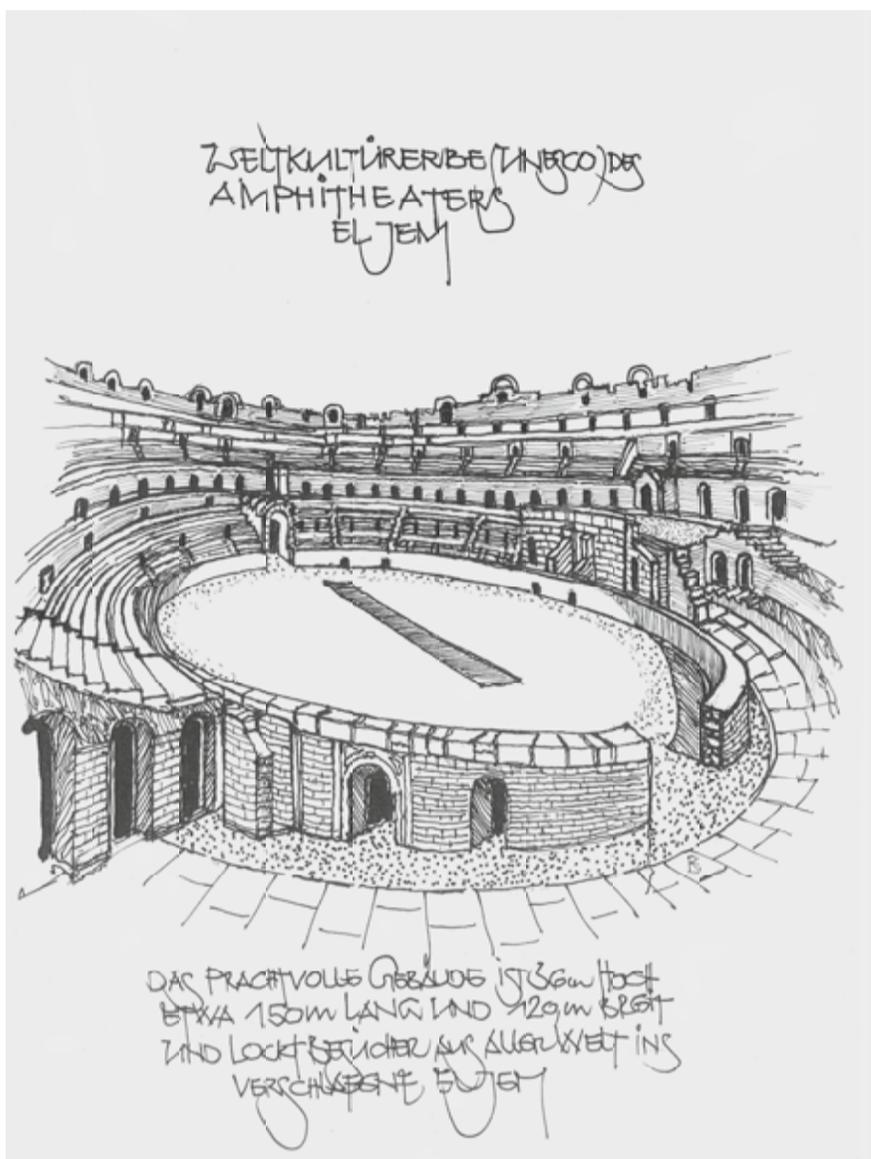
Ein ganz spezieller Blick auf das Minarett der uralten Moschee in Kairouan, der viertheiligsten Stadt des Islam, ist dem Münchner Baumeister Robert Brannekämper mit dieser Federzeichnung gelungen.



Florian Schuller überreicht dem deutschen Botschafter Andres Reinicke ein Buch von Romano Guardini.



Die mächtige Doppelturm-Fassade der ehemaligen Kathedrale St. Louis auf dem Byrsa-Hügel von Karthago.



Hier sieht man nicht nur eine technisch perfekte Federzeichnung, sondern bekommt auch noch eine präzise Beschreibung dieses Weltkulturerbes: des Amphitheaters von El Djem.

hätten viele europäische Christen das Land verlassen, bald seien Prozessionen, kirchliche Schulen und Altenheime verboten worden. 1964 dann hätten der Vatikan und Tunesien einen „Modus vivendi“ vereinbart, der die Kirche zwar anerkannt, ihren Besitz aber dem Staat zugeschlagen habe. Heute lebten rund 25.000 Katholiken in Tunesien, vor allem Schwarzafrikaner und Europäer, 40 Priester und 90 Ordensfrauen kümmerten sich um sie. Einheimische Christen gebe es kaum: „Wir sind hier zu Hause und doch nicht“, resümierte Schwester Maria.

Der eigens aus Kairo angereiste deutsche Auslandsseelsorger Joachim Schroedel verglich die Lage der wenigen Christen in Tunesien mit der großen christlichen Minderheit in Ägypten mit seinen zehn Millionen Kopten und gut 200.000 mit Rom unierten Christen. Nach den neuerlichen Anschlägen vom Palmsonntag sei es doch bemerkenswert, dass das Plakat zum Papstbesuch Kreuz und Halbmond gemeinsam gezeigt habe. Christen in Ägypten fühlten sich oft als „Bürger zweiter Klasse“, ihr bester Schutz sei die Aufklärung der Muslime, so Monsignore Schroedel.

Am nächsten Tag unternahm die Gruppe einen ganztägigen Ausflug nach Süden, der sie zunächst in die „heilige Stadt“ Kairouan führte. 671 als erste islamische Stadt im Maghreb gegründet, gilt sie heute nach Mekka, Medina und Jerusalem als viertheiligste Stätte des Islam. Bis in die Gründerzeit reicht die Geschichte der grandiosen Hauptmoschee zurück. Mit ihrem von einem Laubengang umgebenen Innenhof und einem Wald aus (antiken) Säulen in ihren 17 Schiffen gehört sie zu den beeindruckendsten Zeugnissen islamischer Baukunst. Im nahe gelegenen El Djem findet sich das wichtigste Relikt der Römerzeit, ein faszinierend gut erhaltenes Amphitheater für 35.000 Zuschauer, das größte des Reiches nach dem Kolosseum und dem in Capua bei Neapel.

Über die heute stark touristisch geprägte Hafenstadt Sousse führte der Weg zurück nach Tunis, wo die Münchner Gruppe sich am Sonntag mit der kleinen deutschen Gemeinde zur Messe in der Kirche St. Cyprien traf. Normalerweise feiern die meist jungen Familien –

die Eltern arbeiten im diplomatischen Dienst, als Journalisten oder bei deutschen Firmen – mit den französischen Katholiken, doch ein paar Mal im Jahr können sie auch einen Gottesdienst in ihrer Muttersprache erleben. Und so freute sich die Gemeinde besonders über ein Mitbringsel aus Deutschland: Die Münchner hatten 30 Exemplare des Gotteslobs auf ihre Koffer verteilt – eine kleine Geste der Solidarität unter Katholiken.

In seiner Predigt zur Thomas-Geschichte aus dem Johannes-Evangelium ging Akademie-Direktor Florian Schuller auch auf den Kirchenlehrer Cyprian

*Heute leben rund 25.000 Katholiken in Tunesien, vor allem Schwarzafrikaner und Europäer, 40 Priester und 90 Ordensfrauen kümmern sich um sie.*

von Karthago ein, der 258 das Martyrium erlitt, die Reste seiner Basilika liegen ganz in der Nähe. Ihm sei es besonders um die Einheit der Kirche gegangen: Gott könne nur zum Vater haben, wer die Kirche zur Mutter habe. Nach einem Besuch des Künstlerdorfs Sidi Bou Said, wo schon August Macke und Paul Klee gemalt haben, lud Franz Magget die Münchner Gruppe zum Abendessen in sein Haus ein. Dort überreichte ihm Florian Schuller das Freundeszeichen der Akademie – nicht nur für die vorzügliche Organisation der Reise, sondern auch für die langjährige Mitarbeit im Allgemeinen Rat der Akademie und sein Bemühen um eine Annäherung zwischen Kirche und SPD. „Sie haben uns mit ihrer Leidenschaft für dieses Land angesteckt“, so Florian Schuller, „wir fahren bereichert nach Hause, wie wir es uns nicht hätten vorstellen können“.

Johannes Schießl



Der Hauptplatz des Künstlerdorfs Sidi Bou Said, wo schon August Macke und Paul Klee gemalt haben.



Eines der bekanntesten Mosaiken des Bardo-Museums zeigt den Dichter Vergil und die beiden Musen Clio und Melpomene.

# „Silence“

## Der Film von Martin Scorsese

Mit rund 120 Zuschauern war der Saal 4 im Kino „Münchner Freiheit“ ausverkauft, als die bundesweit erste öffentliche Preview von Martin Scorseses Film „Silence“ lief. Die Katholische Akademie Bayern und die Deutsche Provinz der Jesuiten hatten eingeladen, sich zusammen die monumental und beeindruckenden Bilder dieses Films über die jesuitische

Missionsgeschichte im Japan des 17. Jahrhunderts anzuschauen. Vor der Filmvorführung gab der Mainzer Historiker Dr. Christoph Nebgen einen Abriss über die politische Situation im Japan des 16. und 17. Jahrhunderts und über die dortige Jesuiten-Mission. Lesen Sie im Folgenden das überarbeitete Referat von Christoph Nebgen.

## Japanische Kirchengeschichte im 16. und 17. Jahrhundert

Christoph Nebgen

Das missionarische Wirken des Jesuitenordens außerhalb von Europa – vor allem in dem Zeitraum, den wir als Frühe Neuzeit bezeichnen – hat immer wieder dazu animiert, sich diesen historischen Ereignissen künstlerisch zu nähern. Denken wir etwa an Tilman Spengler und seinen Roman „Der Maler von Peking“, den mit Robert de Niro und Jeremy Irons hochkarätig besetzten Film „The Mission“ von 1986 oder Fritz Hochwälders Schauspiel „Das heilige Experiment“.

Es ist sicherlich zum einen der Reiz der Exotik und die Konfrontation mit dem Fremden, welche diesen Stoff der Missionsgeschichte so interessant für eine literarische oder filmische Umsetzung machen. Zum anderen spielt aber sicher auch die innere Dramaturgie der jesuitischen Missionsversuche eine Rolle, sei es in China, Paraguay oder Japan. Die Geschichte der jesuitischen Missionen – so scheint es – bewegt sich oft genug zwischen real gewordener Utopie und tragischem Scheitern. Das gilt für den Versuch einer friedlichen Christianisierung in Südamerika in Abgrenzung von der Kolonialgesellschaft, dem berühmten „Jesuitenstaat“, genauso wie für die mit großem dialogischen Fingerspitzengefühl durchgeführte Asienmission, wo innovative theologische Positionen im Hinblick auf das Verhältnis von europäisch geprägtem Christentum und asiatischer Kultur entwickelt worden waren. Es war dann jeweils eine Mischung aus allgemeinen, ökonomischen, politischen, auch innerkirchlichen Problemen, aber auch theologische Ignoranz, die trotz zahlreicher vorweisbarer Erfolge, die jeweiligen Missionsprojekte wieder zum Scheitern brachten. Nicht anders verhält es sich auch im Falle der Japanmission, deren historischen Rahmen ich Ihnen nun kurz vorstellen möchte.



PD Dr. Christoph Nebgen, Mittlere und Neue Kirchengeschichte an der Universität Mainz

Man kann das erste Jahrhundert der Japan-Mission in drei Perioden einteilen. Die Jahre von 1549 bis 1587 bilden die Zeit eines hoffnungsvollen Aufstiegs. Träger der Mission waren in diesen Jahrzehnten ausschließlich die Jesuiten. In einer zweiten Periode von 1587 bis 1614 nahm der Einfluss des Christentums zwar immer noch zu, aber die einheimischen Herrscher begegneten ihm mit wachsendem Misstrauen. Dieses erhielt Nahrung aus den politischen Rivalitäten der europäischen Kolonialmächte; denn außer den Portugiesen fanden jetzt auch Spanier, Holländer und Engländer den Weg in die japanischen Häfen. Da sich nun neben den Jesuiten

auch Franziskaner spanischer Herkunft am Aufbau der jungen Kirche beteiligten, kam es zu methodischen Streitigkeiten, nationalen Gegensätzen und menschlichen Eifersüchteleien. Im dritten Abschnitt der Missionsgeschichte spielen sich die Ereignisse ab, die wir gleich auch im Film sehen werden: Vom Jahre 1614 an begann eine systematische, zunehmend grausame Verfolgung mit zahllosen Martyrien einerseits und der scharenweisen Abkehr vom christlichen Glauben andererseits, sodass um 1649 scheinbar alles christliche Leben in Japan erloschen war.

### I. Die Zeit des Willkommens

Alles begann am Fest Mariä Himmelfahrt des Jahres 1549. Der Mitbegründer des Jesuitenordens Francisco Xavier – bei Ihnen in München besser als Franz Xaver bekannt – betrat zusammen mit zwei anderen Jesuiten in Kagoshima japanischen Boden. Nur 50 Jahre später zählte Japan nach vorsichtigen Schätzungen 250.000 Christen. Heute leben in Japan etwa 400.000 Katholiken bei einer Gesamtbevölkerung von circa 127 Millionen Menschen. Ende des 16. Jahrhunderts hingegen zählte Japan erst 25 Millionen Einwohner.

Wie war Franz Xaver auf die Idee gekommen, nach Japan zu reisen, woher wusste er von dem Land? Seit 1542 war er als apostolischer Nuntius im Rahmen der portugiesischen Indienfahrten nach Ostasien vorgestoßen und hatte hier unermüdlich gepredigt und getauft. Im Dezember 1547 begegnete er dann in Malakka zum ersten Mal einem Japaner. Er hieß Anjirō, gehörte zur Kaste der Samurai und war vor einer drohenden Mordanklage aus seiner Heimat geflohen. Anjirō beherrschte gut Portugiesisch und erzählte Xaver ausführlich von seiner Heimat. Aufgrund dieser Informationen beschloss Xaver, selbst nach Japan zu reisen. Zunächst jedoch fuhr er nach Goa zurück und nahm dorthin den Japaner und zwei von dessen Landsleuten mit. Am Pfingstfest 1548 wurden die drei feierlich getauft und stellten sich in den Dienst der Mission. Im folgenden Jahr trafen sie gemeinsam mit drei Jesuiten in Japan ein.

Kagoshima war damals die Hauptstadt des Fürstentums Satsuma. Hier regierte die Fürstenfamilie Shimazu. Der dortige Daimyō – so lautete der Fürstentitel – begrüßte den Fremdling freundlich und wies ihm einen Wohnsitz im Zentrum der Stadt an. Xaver blieb ein Jahr in Kagoshima und baute Kontakte zu Menschen aller Kreise auf. Die ersten Eindrücke von seinem neuen Arbeitsfeld teilte er in einem langen Brief vom 5. November 1549 an die Jesuiten in Goa mit: „Von Japan schreibe ich euch nach der Erfahrung, die wir von dem Land haben.... Vor allem das Volk, mit dem wir bisher verkehrt haben, ist das Beste, das bisher entdeckt worden ist, und mir scheint, unter Ungläubigen wird man kein anderes finden, das die Japaner übertrifft. Es sind Leute von sehr guten Umgangsformen, gewöhnlich gut und nicht böswillig; ein Volk, das ganz erstaunlich auf Ehre hält. Die Ehre schätzen sie höher als irgendeine andere Sache [...]. Sie sind mäßig im Essen, wenn sie auch im Trinken ein wenig weitherziger sind [...]. Ein großer Teil des Volkes kann lesen und schreiben, ein großes Hilfsmittel, um in Kürze die Gebete und die Dinge Gottes zu erlernen [...]. Es ist ein Land, in dem es wenig Diebe gibt, und zwar wegen der strengen Justiz, die sie an denen üben, die sie als solche ertappen, denn keinem schenken sie das Leben. Sie haben einen großen Abscheu vor dem Laster des Stehlens. Es sind sehr gut gesinnte Leute, sehr umgänglich und wissbegierig. Sie lieben es, von den Dingen

Gottes zu hören, besonders wenn sie dieselben verstehen. Sie hören gern Dinge, die der Vernunft entsprechen.“

Japan befand sich Mitte des 16. Jahrhunderts in einer Phase des politischen Überganges. Bereits seit langem hatte der Kaiser lediglich eine zeremoniell-religiöse Rolle. Aber auch der an seiner Stelle regierende Oberbefehlshaber und oberste Lehnsherr, der „Shogun“, hatte keine Macht mehr. Die maßgebliche Regierungsgewalt lag vielmehr bei den Landesfürsten der „66 Reiche“, den Daimyōs, welchen eine nach strengem Feudalprinzip organisierte Gefolgschaft von Samurai zur Verfügung stand. Blutige Fehden zwischen diesen Regionalfürsten um größere Macht kamen oft vor.

Japan kam damals zum ersten Mal mit der europäischen Zivilisation in Berührung. Unbekannte Dinge wie Brillen und Uhren reizten die Neugierde der Bevölkerung und machten sie auch für die Lehre der Glaubensboten aufgeschlossen. Diese erschienen ihnen zudem als geeignete Vermittler zu den portugiesischen Kaufleuten, die begehrte Waren wie Seide, Pulver und Gewehre ins Land brachten.

Mit Japan lernte Franz Xaver ein hochzivilisiertes Land kennen, das eine eigene Kultur ohne jegliche westliche Einflüsse ausgebildet hatte. Diese Erfahrung veranlasste ihn, seine in Indien erprobte Missionsmethode zu ändern. Dort hatte er sich zuerst die christlichen Grundgebete in die einfache Volkssprache übersetzen lassen; dann versammelte er die Menschen und lehrte sie, diese Texte nachzusprechen. Er ging also davon aus, dass bereits die zustimmende Wiederholung der Glaubenssätze ausreiche, das Christentum im Taufbewerber zu verankern. Diese Vorgehensweise war für die Verhältnisse in Japan ungeeignet, denn die Japaner erwiesen sich als selbstbewusste und kritisch denkende Dialogpartner.

1551 reiste Franz Xaver nach Kyōto, um den Kaiser, dessen politische Ohnmacht ihm noch nicht bewusst war, zu besuchen. Nachdem er dort nicht vorge lassen wurde, machte er sich nach Yamaguchi auf, eine der damaligen Hauptstädte Westjapans. Die Stadt war auch das Kultzentrum der Region – es gab dort mehr als 100 buddhistische Tempel. In Yamaguchi trat Franz Xaver mit Hilfe seiner portugiesischen Freunde in feierlichem Aufzug vor den dortigen Daimyō und überreichte diesem die Geschenke und Empfehlungsschreiben, die eigentlich für den Kaiser bestimmt gewesen waren. Der an die Landessitten angepasste Auftritt blieb nicht ohne Wirkung; der Daimyō gestattete die freie Predigt, und die Jesuiten konnten in Yamaguchi eine Residenz beziehen.

Im September 1551 wurde Xaver an den Hof des Daimyō von Bungo auf der Südspitze Kyūshū eingeladen. In der dortigen Hauptstadt Funay entstand die bald bedeutendste Christengemeinde Japans. Der Daimyō war dem Christentum sehr gewogen, wiewohl er erst 27 Jahre nach dem Besuch Xavers die Taufe empfing. 1588 sollte Funay Sitz des ersten in Japan errichteten Bistums werden. Während Xavers Abwesenheit von Yamaguchi suchten dort die Vertreter der verschiedenen buddhistischen Richtungen die Auseinandersetzung mit den beiden an Ort verbliebenen Jesuiten. Sie fanden in Pater Cosme de Torres (1510-1570) einen hochintelligenten Diskussionspartner. Bruder Juan Fernández hat über die Debatten ein schriftliches Protokoll angefertigt. Es ist ein sehr interessanter Text, der erstmals das Aufeinanderprallen von westlicher und östlicher Philosophie spiegelt. Die Jesuiten erwiesen sich als Meister der aristotelisch-scholastischen Philosophie. Die Japaner waren einem Weltverständnis verpflichtet, das von der Einheit des



©/2017 Concorde Filmverleih

Pater Rodrigues (Andrew Garfield, li.) und Pater Ferreira (Liam Neeson) in Kerkerhaft.

Kosmos ausgeht. Es war schwierig, ihnen den Dualismus zwischen Materie und Geist sowie ein personales Gottes- und Menschenbild zu erklären. Der folgende Text gibt einen Einblick in dieses interreligiöse Gespräch:

„Sie fragten, welche Farbe und welche Art der Anwesenheit die Seele habe?

Wir antworteten ihnen, sie habe weder Farbe noch Körper; denn nur die Elemente, Himmel, Sonne, Mond und Sterne hätten einen Körper. Sie antworteten, wenn die Seele weder Körper noch Farbe habe, dann sei sie also nichts. Wir fragten sie, ob es Wind gebe in der Welt? Sie sagten: „Ja.“ Wir fragten sie, ob der

Wind Ort und Farbe habe? Sie sagten: „Nein.“ Da sagten wir ihnen: „Wenn die Luft, die ein körperliches Ding ist, da ist, ohne Ort oder Farbe zu besitzen, wie wird es mit der Seele sein, die in sich kein körperliches Element hat, und die ein lebendes Ding ist, obwohl sie keinen Körper besitzt?“ Sie antworteten, wir hätten recht.“

Am 20. November 1551 verließ Xaver nach zweieinhalbjährigem Aufenthalt das Land, um von Goa aus Nachschub für die japanische Mission zu organisieren. Ihm war klar, dass nur ausgesuchte, asketisch und wissenschaftlich hervorragende Kräfte den dortigen Aufgaben gewachsen sein würden. Sie würden völlig fremde, harte Lebensbedingungen ertragen müssen. Sie würden ständig beansprucht sein, auf Fragen zu antworten. Die Japaner seien fordernd, vor allem gegenüber Fremden, so schrieb er an Ignatius. Für Japan wären Flamen oder Deutsche gut, denn die könnten die zu erwartenden körperlichen Beschwerden ertragen. Insbesondere müssten die Missionare geschulte Philosophen sein, damit sie in den Diskussionen die Widersprüche ihrer Gesprächspartner erfassen könnten.

In den Diskussionen mit den buddhistischen Bonzen war Franz Xaver aufgegangen, dass Japan geistig unter dem Einfluss der älteren Kultur Chinas stand. Mitte April 1552 brach Franz Xaver von Goa deshalb zu seiner Reise nach China auf. Ende August traf er auf der Insel Sanchuan ein; hier aber fand er niemand, der ihn zum Festland herüberfahren wollte. Ausländern war der Zutritt aufs strengste untersagt. Zuletzt hoffte er, dass ihn ein chinesischer Schmuggler nach Kanton bringen würde. Er wartete vergeblich. Dann erkrankte er plötzlich und heftig. Franz Xaver starb am frühen Morgen des 3. Dezembers 1552 auf Sanchuan.

Unterdessen schritt die Arbeit der Missionare in Japan rasch voran. Zwischen 1563 und 1570 traten verschiedene Daimyō's im südlichen Japan zum Christentum über. Bald darauf gelang es

P. Vilela und dem ersten japanischen Jesuiten, dem blinden Laienbruder Laurentius, in Kyōto eine Niederlassung der Gesellschaft Jesu zu gründen; damit fand das Christentum Zugang in den wichtigsten Teil des Landes. In den 1570er Jahren entwickelte sich das Fischerdorf Nagasaki, in dem die Jesuiten erstmals 1568 missioniert hatten, zum Anlaufpunkt der von Macao aus verkehrenden portugiesischen Schiffe.

Ein Ereignis von großer Bedeutung für die Entwicklung der Mission war die Ankunft des Ordensvisitators Alessandro Valignano (1533-1600) im Jahre 1579. Die japanische Kirche zählte damals bereits 150.000 Getaufte, die sich auf etwa 200 Kirchen verteilten. Die Visitation Valignanos brachte weiteren Aufschwung. Der Visitator bejahte eine weitgehende Anpassung der Missionare an die Landessitten und bestimmte Bräuche der einheimischen Zen-Meister. Er sorgte dafür, dass zwei Schulen für vornehme Japaner gegründet wurden, und zeigte sich damit um die Heranbildung eines einheimischen Klerus besorgt.

Bei seiner Abfahrt hatte Valignano die Absicht, nach Rom zurückzukehren, um dort persönlich über die zukünftige Organisation der Japan-Mission zu sprechen. Mit ihm reisten vier junge japanische Prinzen aus christlich gewordenen Adelsfamilien, denen er das Abendland zeigen wollte. Valignano wurde dann aber durch die Ernennung zum Provinzial der indischen Mission in Goa zurückgehalten. Die vier Japaner freilich setzten ihre Reise in den Westen fort. In Europa gaben ihnen Philipp II. von Spanien und Papst Gregor XIII. in Rom sowie andere Fürsten glänzende Empfänge. Dieser erste Besuch aus dem unbekanntem fernöstlichen Land in Europa war ein höfisches Ereignis ersten Ranges und weckte großes wissenschaftliches Interesse am Fernen Osten. 1590 kehrte die Delegation, reich ausgestattet mit wissenschaftlicher Literatur und technischen Instrumenten, nach Japan zurück.

## II. Wachstum, Zwist und Misstrauen

Seit 1582 gelang es dem aus einfachen Verhältnissen stammenden Militär Toyotomi Hideyoshi schrittweise die japanischen Kleinreiche unter sich zu vereinen. Seine Einstellung zum Christentum war anfangs positiv, änderte sich jedoch sehr plötzlich. Wahrscheinlich war der Grund, dass der Vizeprovinzial der Jesuiten, Coelho, der sich bei Hideyoshi für die Unterstützung der christlichen Daimyō bedankt hatte, ihm das prächtig ausgerüstete portugiesische Schiff nicht überließ, mit dem er Hideyoshi in Hakata besuchte. Zudem wurde der Sklavenhandel der portugiesischen Kaufleute den Missionaren zum Vorwurf gemacht. Hideyoshi erließ am 24. Juli 1587 ein Verbannungsedikt für alle Missionare; sie sollten sich in Hirado auf Kyūshū sammeln und binnen 20 Tagen das Land verlassen. Die Frist wurde dann auf sechs Monate ausgedehnt und schließlich vergessen. Doch in Arima und Omura wurden auf Weisung Hideyoshis Kirchen zerstört, und die Kirchen von Osaka, Kyōto und Sakai wurden konfisziert.

Dem Visitationsbericht Valignanos zufolge befürchteten die Jesuiten, dass andere Missionare Fehler wiederholen könnten, die sie auch selbst am Anfang begangen hatten, und dass die japanischen Christen irritiert würden, wenn sie unter den katholischen Priestern ähnlich verschiedene Auffassungen beobachteten, wie sie sie von den Buddhisten kannten, wo jede Gruppierung ihren eigenen Weg für den richtigen hielt. Deshalb hielten sie die Einreise anderer Orden nach Japan für falsch.



Rainer Gansera warf als Filmkritiker einen Blick auf „Silence“.

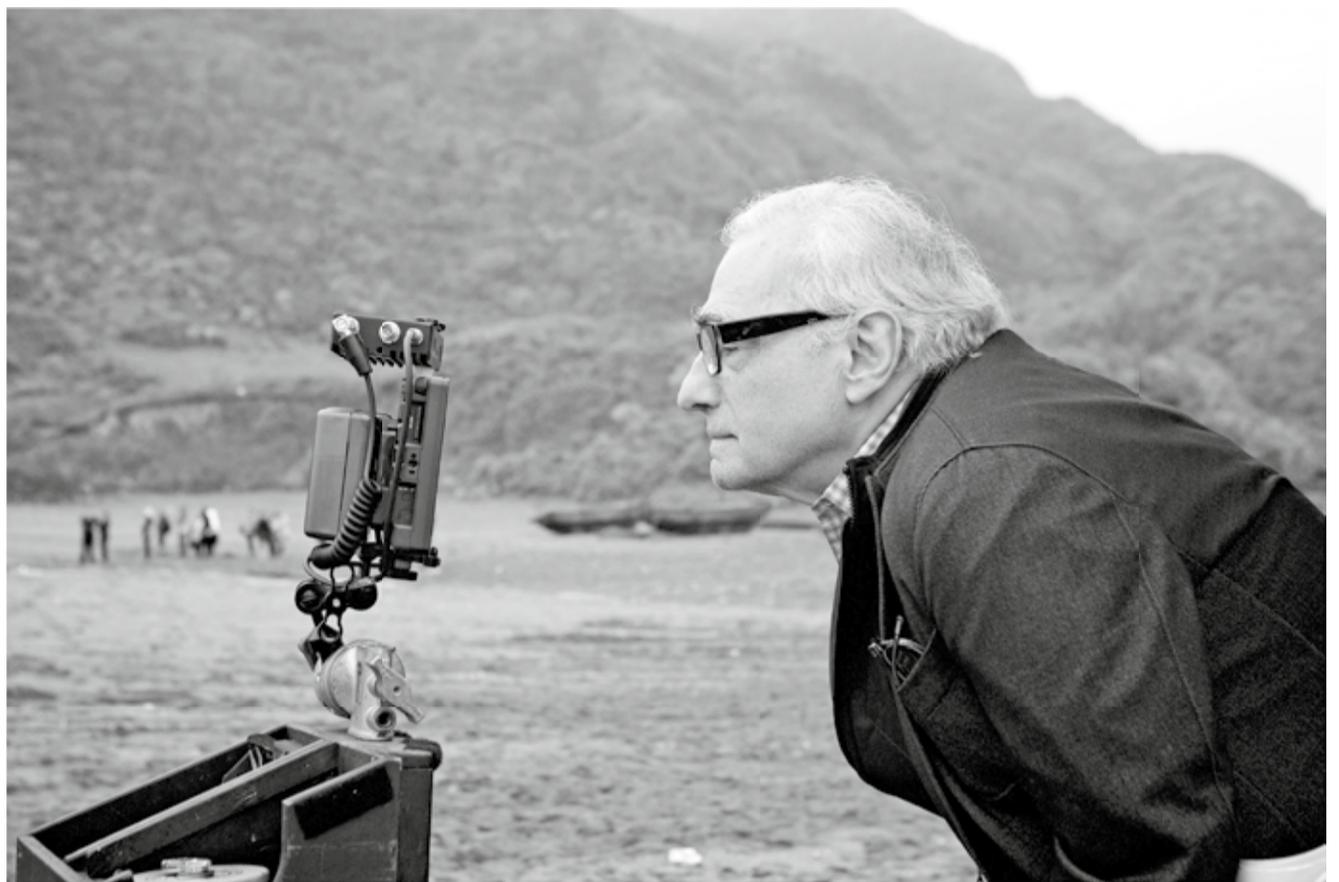
Sie sahen die Zukunft der japanischen Kirche in der raschen Heranbildung eines einheimischen Klerus, weil die europäischen Missionare immer sprachlich beeinträchtigt sein würden und sich nie voll den Lebensbedingungen in Japan würden anpassen können. 1587 gab es schon 47 japanische Laienbrüder, und in der Folgezeit sind etwa 50 einheimische Priester geweiht worden.

Die Arbeit der Jesuiten in Japan wurde aber seit 1592 durch das Auftreten von Franziskanern, die von den spanischen Philippinen kamen, erschwert. Dem ganzen ging die Herstellung diplomatischer Kontakte zwischen dem Hof Hideyoshis in Kyōto und dem spanischen Gouverneur auf den Philippinen voraus. Handelsinteressen schlangen dabei mit. Die Mendikanten, die sich von 1592 an in Kyōto, Osaka und Nagasaki ansiedelten, hielten sich nicht an die Missionsmethoden der portugiesischen Jesuiten, sondern suchten die Nähe der einfachen Leute und erzielten hier auch große Wirkung, wie durch Gründung eines Leprahospitals in Kyōto. Die Franziskaner warfen den Jesuiten vor, sie verstärkten die Vorurteile des japanischen Adels gegen die Armen. Die Jesuiten kritisierten die Franziskaner wegen ihres Übereifers und ihres Mangels an Klugheit. Neben den unterschiedlichen Ordensidealen waren bei den Rivalitäten auch spanisch-portugiesische Ressentiments im Spiel.

Hideyoshi stand der Ankunft der Franziskaner positiv gegenüber; er versprach sich davon eine Verstärkung der Kontakte mit Manila. Indessen kam es 1596 zu einer politischen Krise, als vor Shikoku ein spanisches Schiff namens „San Felipe“ gestrandet war und die Ladung nach japanischem Recht beschlagnahmt wurde. Der Lotse des Schiffes setzte sich zur Wehr und bereitete zu dem Zweck eine Weltkarte aus, um das Reich Philipps II. von Spanien zu zeigen und so die japanischen Autoritäten einzuschüchtern. Auf die Frage, ob die Missionare ins Land kämen, um die politische Eroberung durch Spanien vorzubereiten, scheint der Lotse verhängnisvoller Weise mit „ja“ geantwortet zu haben. Das änderte abrupt die Christentums-Politik von Hideyoshi. Als Folge dieses Ereignisses wurden die sechs Franziskaner von Kyōto mit ihren siebzehn japanischen Missionshelfern und irrtümlich auch drei Jesuiten-Brüder, Paul Miki und zwei weitere Japaner, insgesamt 26, zum Tod durch Kreuzigung verurteilt. Die Hinrichtung in Nagasaki am 5. Februar 1597 wurde mit dem nun zehn Jahre alten Edikt Hideyoshis begründet. Sicher hätte die Entwicklung sich damals schon zur allgemeinen Christenverfolgung zugespitzt, wenn ihr nicht der Tod Hideyoshis 1598 zunächst ein Ende gesetzt hätte. Schnell verbreitete sich die Verehrung der 26 Märtyrer in Japan wie auf den Philippinen, in Mexiko und in allen spanischen und portugiesischen Territorien. 1627 wurden sie von Papst Urban VIII. (1623-1644) seliggesprochen; 1862 erfolgte durch Pius IX. (1846-1878) die Heiligsprechung.

### III. Verfolgung und Unterdrückung

Im Zuge seiner Einigungspolitik verbot der neue starke Mann Japans, Tokugawa Jeyasu, der 1603 das Shogunat an sich gerissen und es 1605 seinem Sohn Hidetada anvertraut hatte, den Übertritt von Daimyōs zum Christentum. Seit die Holländer 1609 die Erlaubnis erhielten, in Hirado im Westen von Kyūshū eine Faktorei zu eröffnen, sodass Japans Europa-Handel von Macao und den Portugiesen unabhängig wurde, begann die Kirche, Boden zu verlieren. Fünf Jahre später, am 27. Januar 1614, erließ Jeyasu ein Edikt, das alle Missionare



©/2017 Concorde Filmverleih

Regisseur Martin Scorsese am Set auf der Insel Taiwan.

verbannte und die Zerstörung der christlichen Gotteshäuser anordnete. Er war zum betonten Anhänger des Buddhismus geworden und warf dem Christentum vor, seine Gläubigen mehr auf die Priester als auf die weltliche Obrigkeit zu verpflichten. Unmittelbarer Auslöser des Ediktes war das unkluge Verhalten des spanischen Franziskaners Luis Sotelo, der 1613 eine Gesandtschaft des Daimyō von Sendai an König Philipp III. von Spanien organisiert hatte.

In Japan war zu diesem Zeitpunkt bereits eine allgemeine Christenverfolgung in Gang gekommen. Gerade zu dieser Zeit, am 16. Februar 1614, starb der zweite Bischof von Funay, Luis Cerqueira. Die von ihm geweihten sieben japanischen Weltpriester wählten den Provinzial der Jesuiten, P. Carvalho, zum Administrator. Die Gültigkeit dieser Wahl wurde in höchst unkluger Weise von einigen Franziskanern und Dominikanern zu einer Zeit angegriffen, da größte Einigkeit in der Kirche Japans hätte herrschen sollen. Auf Verlangen Jeyasus mussten sich alle Missionare in Nagasaki versammeln und wurden von dort nach Macao oder Manila abtransportiert. Nach Macao emigrierten 33 Priester, 29 Fratres und 55 japanische Katechisten. 30 Jesuiten, je sechs Franziskaner, Dominikaner und Weltpriester sowie ein Augustiner blieben heimlich in Japan zurück. Nach dem Tode Jeyasus (1616) übernahm dessen Sohn Hidetada die Regierung. Er führte die fremdenfeindliche Politik seines Vaters fort und intensivierte die Maßnahmen gegen die „Südbarbaren“. Bis auf Nagasaki und Hirado wurden alle Häfen für fremde Schiffe verschlossen. Trotzdem gelang es noch einzelnen verkleideten Missionaren, das Inselreich zu betreten und die Seelsorge unter den treu gebliebenen Christen fortzusetzen.

Der nächste Shogun, Tokugawa Jeyamitsu, verschärfte die Verfolgung nochmals. Er ersann perfide Todesarten, um die Christen zum Abfall zu bringen. Durch Spione und Geldprämien wurden sie überall aufgespürt. Mindestens

4.000 Gläubige erlitten das Martyrium durch Verbrühen in kochenden Schwefelquellen oder durch Aufhängen an den Füßen in einer Grube, wo der Blutandrang im Kopf ein bis zu einer Woche bewirkte; in bequemer Reichweite hing ein Glöckchen, dessen Ziehen, gleich-

bedeutend mit Abfall vom Christentum, genügte, um von der Folter befreit zu werden. Verbunden mit hermetischer Abschließung nach außen – auf Einfuhr christlicher Bücher stand die Todesstrafe; auf der Südsinsel Kyūshū wurden Tag und Nacht die Küsten von Kontrollstationen überwacht – war ein konsequentes



Auch in der Diskussion wusste Christoph Neβgen Interessantes beizutragen.



Nach der Vorführung diskutierten dann Dr. Christoph Nebgen, der Filmkritiker Rainer Ganseva und P. Dr. Andreas Batlogg SJ, Chefredakteur der Jesuitenzeitschrift „Stimmen der Zeit“ (v.l.n.r.),

über den neuen Film und die damalige Realität. Die Moderation hatte Dr. Astrid Schilling, Studienleiterin an der Katholischen Akademie.

Spitzelsystem im Innern: Häuserblocks zu je fünf Familien hatten sich gegenseitig zu überwachen. Wurde in einem Block ein Christ entdeckt, ohne dass die Anzeige vom Block ausging, wurden alle Bewohner zum Tode verurteilt. Seit 1640 musste jeder Japaner an einem Tempel des Landes registriert sein. Speziell in Nagasaki, dem früheren katholischen Zentrum, hatte die gesamte Bevölkerung jährlich einen Schmäheritus zu vollziehen, und zwar ein Kreuz sowie Bilder von Christus und Maria mit Füßen zu treten, das sogenannte Fumie.

Durch Verfolgung und ungerechte Steuern zur Verzweiflung getrieben, flüchteten die Christen der Halbinsel Shimabara im Westen von Kyūshū, etwa 37.000 Personen, nach Hara, um sich bewaffnet gegen ihre Unterdrücker zu verteidigen. Den Christen schlossen sich verarmte Bauern und heruntergekommene Samurais an. Das Zentrum des Aufstandes, die Burg von Shimabara, konnte von der Shogunatsarmee erst erobert werden, als man allen Nicht-Christen unter den Aufständischen eine Amnestie zusagte. Nach langer Belagerung erfolgte im April 1638 der General-

sturm der Soldaten des Shoguns. Es folgte ein Massaker. Zehntausende Männer, Frauen und Kinder, die nicht abschwören wollten, wurden niedergemetzelt. Seit diesem Massaker spielten die Christen im öffentlichen Leben Japans keine Rolle mehr.

Japan schloss sich nun hermetisch von der Außenwelt ab. Schon 1623 waren die Spanier und Engländer vom Handel in den letzten offenen Häfen verdrängt worden. 1639 erhielten auch die Portugiesen ein Handelsverbot. Nur die Holländer durften in Deshima bei Nagasaki unter strengsten Auflagen auch weiterhin Waren austauschen. Überall im Lande ging unterdessen die totale Ausrottung der letzten überlebenden Gläubigen weiter; noch in den 60er Jahren wurden in Bungo und in Higo Christen aufgespürt. Was damals geschah, war letztlich eine zutiefst miss-trauische Reaktion gegen die europäische Kultur. Japan vergewisserte sich seiner Identität als Land der „Kami“, der Götter des Shintoismus und des Gesetzes des Buddha.

Trotzdem, als nach der erzwungenen Öffnung des Inselreiches seit Mitte des 19. Jahrhunderts französische Missionare wieder nach Nagasaki kamen, begegneten sie im Laufe der Zeit fast 20.000 Christen, die ihren Glauben heimlich behalten hatten und deren Gemeinden von drei Laienämtern zusammengehalten worden waren: Ältesten, Täufern und Katechisten. Skulpturen der „Kannon“, der buddhistischen „Göttin der Barmherzigkeit“, hatten sie als Ersatz für die ihnen verbotenen Marienstatuen verehrt. Meist hatten sie dann auf dem Boden oder der Rückseite der Figur ein kleines Kreuz eingeritzt, um so aus einer buddhistischen „Kannon“, der „Großen Mutter“, eine christliche „Maria“ zu machen, die gütige Frau und Beschützerin, die ihnen in der Zeit der Verfolgung als Patronin zur Seite stand. Über 250 Jahre lang haben sie im Untergrund in der Marienverehrung Halt gefunden.

Es gab unter den Christen eine Prophetie, dass in der siebten Generation nach Beginn der Verfolgung vom Papst gesandte Priester mit einer Marienstatue nach Nagasaki kommen würden und die Verfolgung dann ein Ende hätte. Am 17. März 1865 wagten einige christliche Frauen aus dem Untergrund zum ersten Mal, das von den ins Land

gekommenen französischen Missionaren errichtete Gotteshaus in Urakami bei Nagasaki zu betreten. Sie vergewisserten sich, tatsächlich eine katholische Kirche gefunden zu haben, indem sie nach der Marienstatue Ausschau hielten. Erst dann gaben sie sich als Christen zu erkennen, indem sie dem Priester sagten: „Unser aller Herz ist eins mit dir.“ □

Ausführlich zum Thema: Johannes Meier: „Bis an die Ränder der Welt. Wege des Katholizismus im Zeitalter der Reformation und des Barock“. Münster 2017



P. Dr. Andreas Batlogg SJ kennt die Geschichte seines Ordens in Japan sehr gut.

## zur debatte

Themen der Katholischen Akademie in Bayern

Jahrgang 47

Herausgeber und Verleger:  
Katholische Akademie in Bayern, München  
Direktor: Dr. Florian Schuller  
Verantwortlicher Redakteur: Dr. Robert Walsert  
Mitarbeiter: Simon Berninger  
Fotos: Akademie  
Anschrift von Verlag u. Redaktion:  
Katholische Akademie in Bayern,  
Mandlstraße 23, 80802 München  
Postanschrift: Postfach 401008,  
80710 München,  
Telefon 089/38 1020, Telefax 089/38 1021 03,  
E-Mail: info@kath-akademie-bayern.de  
Druck: Kastner AG – Das Medienhaus,  
Schloßhof 2 – 6, 85283 Wolnzach.  
zur debatte erscheint zweimonatlich.  
Kostenbeitrag: jährlich € 35,- (freiwillig). Über-  
weisungen auf das Konto der Katholischen Aka-  
demie in Bayern, bei der LIGA Bank:  
Kto.-Nr. 2355000, BLZ 75090300  
IBAN: DE05 7509 0300 0002 3550 00  
SWIFT (BIC): GENODEF1M05.  
Nachdruck und Vervielfältigungen jeder Art sind  
nur mit Einwilligung des Herausgebers zulässig.



# Domino

## Vernissage zur Ausstellung mit Werken von Martin Wöhrl

Am Abend des 5. Mai fand die Vernissage zur neuen Ausstellung in der Katholischen Akademie Bayern statt: „Domino“ ist ihr Titel und zu sehen sind Arbeiten von Martin Wöhrl. Vor rund 100 Besuchern führte Dr. Angelika Nollert, Leiterin „Die Neue Sammlung München“ und Mitglied im Kunstausschuss der Akademie, in

die Ausstellung ein. Ein Gespräch mit dem Künstler schloss sich dem Referat an. Die Werke von Martin Wöhrl – er arbeitet mit Metall, Holz und verschiedenen Kunststoffen – sind im Kardinal Wendel Haus, im Garten und im Park der Akademie zu sehen. Eine Liste mit Erklärungen liegt für die Besucher bereit.



In der ersten Reihe: Professor Thomas Raff, Dr. Angelika Nollert und Dr. Walter Zahner (alle drei Mitglieder im Kunstausschuss der Akademie), Adelheid und Professor Hans Maier (v.l.n.r.).

## Martin Wöhrl: Domino

Angelika Nollert

Domino lautet der Name eines Legespiels, bei dem Spielsteine in unzähligen Kombinationen abgelegt werden können. Domino aber ist auch eine Deklinationsform von lateinisch „Dominus“ für Gott, der Herr. Als Dativ- oder Ablativform hieße es dem oder mit dem Herrn, und würde somit eine Besitz- oder eine Ortsangabe beschreiben. Im Falle der Katholischen Akademie als Ausstellungsort könnte beides zutreffen, die vielzähligen Kombinationsmöglichkeiten der Exponate gibt ebenfalls der anderen Bedeutung Raum.

Martin Wöhrl zeigt in seiner Ausstellung „Domino“ insgesamt sieben Werkgruppen aus den Jahren 2009 bis 2017, in denen er sich mit einem sakralen Kontext auseinandersetzt.

Fünf überdimensionierte Weizenähren („Feld“, 2015) stehen in einer lockeren Gruppe auf dem Rasen. Die etwa vier Meter hohen Ähren sind individuell gestaltet und verschieden farbig gefasst. Auf dem domestizierten Rasen in direkter Nachbarschaft zum Schlösschen Suresnes wirken sie zunächst fremd. Gleichzeitig geht von den künstlichen Ähren aber auch eine Selbstverständlichkeit aus, wachsen sie doch scheinbar unmittelbar aus dem Boden heraus und handelt es sich bei ihnen um von heimischen Getreidefeldern bekannte Pflanzen. Es werden unwillkürlich Assoziationen mit der christlichen Symbolik wach: Reife Ähren als Symbol des Segens und Bild für von Gott geschenkten Reichtum sowie der Weizen für Tod und Auferstehung. Martin Wöhrl adaptiert die natürliche Gestalt der Ähren, aber er definiert die Ähre als autonome Skulptur. Er löst das traditionelle Bildmotiv der Ähre von ihrer Funktion als Beiwerk und Schmuck für sakrales Gerät, indem er die Ähre an sich darstellt. Die Ähren von Martin Wöhrl haben sich als farbige Großskulptur von ihrem natürlichen und von ihrem sakralen Vorbild emanzipiert und

erhalten durch ihre Kontextverschiebung und künstlerische Inszenierung neue Inhalte. Dabei ist den Arbeiten eine Dialektik von Handwerk und Kunstwerk inhärent. Als Naturpflanze und als Motiv des religiösen Brauchtums haben Ähren auf die Lebensweise von Menschen Einfluss genommen.

„DJ Strohalm“ (2009) und „Spooky“ (2009) sind die Namen von zwei mächtigen Engelsfiguren. Martin Wöhrl hat diese überlebensgroßen geflügelten Figuren geschaffen, abstrahierte Darstellungen der himmlischen Wesen wie sie auch von Weihnachtsdekorationen

bekannt sind. Es handelt sich um die aus gebogenen Metallstangen hergestellte überdimensionierte Kopie des beliebten, aus Strohhalmen in Handarbeit gefertigten Engelsschmucks. Martin Wöhrl zitiert damit einen kunsthandwerklichen Gegenstand, indem er ihn erneut in Material und Größe verändert. Er adaptiert dabei die häufig verwendete Gestalt des Engels, die selbst eine abstrahierte Darstellung dieses überirdischen Wesens bildet.

Auch in diesen Skulpturen thematisiert Martin Wöhrl die Verknüpfung von Gestalt und Oberfläche mit ihren Vorstellungswelten. Immer wieder zitiert er Gegenstände und Objekte, denen er durch formale Veränderungen in Größe, Materialität oder Gestalt eine neue Funktion und Inhaltlichkeit verleiht, und diese Umsetzung ist bei all ihrer Präzision und Ernsthaftigkeit doch immer auch von ironischer Leichtigkeit geprägt.

Martin Wöhrl verwendet für seine Arbeiten häufig einfache Hölzer wie Pressspan, Furnierhölzer oder Resthölzer. Seine Buchstabenarbeit „A & O“ (2009) ist aus alten Türblättern entwickelt. Das an einem Gestell angebrachte und frei stehende Motiv in gotisierender Schrift erinnert an Reklameschilder. Der Schrift-Anachronismus steht für Traditionsreichtum und bleibende Werte und bildet eine adäquate Folie für seine inhaltliche Bedeutung des Allumfassenden.

Eine weitere Gruppe, die sich mit Dekorurnen beschäftigt, bilden die großformatigen strahlenförmigen Wandobjekte, die Martin Wöhrl mit „Gloriole“ (2016) oder „Sternla“ (2006-2017) betitelt. Der Begriff Gloriole bezeichnet einen Strahlenkranz, und tatsächlich erscheinen die aus Holzresten gefertigten und unterschiedlich farbig gefassten Objekte wie überdimensionierte Strahlenkränze, wie sie im Barock in Gold-



Nach ihrer Einleitung führte Dr. Angelika Nollert noch ein Gespräch mit dem Künstler.



Zwei der Werke von Martin Wöhrl:  
„A“ und „O“ (Leihgabe „Neues  
Museum Nürnberg“)...

Foto: Robert Kiderle

fassung hinter den Köpfen von Heiligen befestigt wurden.

„Cover“ (2017) ist eine Serie von quadratischen abstrakten Bildern. Bei genauem Hinsehen erkennt man alte Plattenhüllen, deren Bildern und Texte von Martin Wöhrl übermalt und bearbeitet wurden. Es entstanden gleichsam „Homages to the Square“, die an Minimal Art oder Neo Geo erinnern.

Ein anderes Quadrat von Martin Wöhrl ist seine Betonarbeit „Ohne Titel“ (2017). Wie vier aneinandergefügte Kacheln ergibt sich eine Wandarbeit, deren Fugen ein Kreuz bilden. Das Material Beton ist eine logische Weiterführung der von Martin Wöhrl benutzten poveren Baumaterialien und bildet gleichermaßen Verweise auf künstlerische Vorbilder.

Immer haben die Arbeiten von Martin Wöhrl zu tun mit den Inhalten von Kunst und Alltag, Stil und Wert, Form und Oberfläche sowie Intention und Projektion. Betrachtet man die Gesamtheit seiner Arbeiten, dann erkennt man ihren Facettenreichtum, aber auch ihre Stringenz im Prozess: die Dekonstruktion, Re-Inszenierung und Kontextverschiebung.

Martin Wöhrl ist interessiert an Lebensbedingungen und -zusammenhängen, die immer auch bestimmt sind von Kultur, Architektur, Mobiliar, Kunst, Film oder Musik. Er analysiert und benennt in seinen Arbeiten diese Kontexte und Traditionen und führt den Rezipienten visuelle und atmosphärische Bestandteile ihres eigenen Lebensraumes vor. □

### Ausstellung bis zum 20. Juli

Die Ausstellung ist bis zum 20. Juli 2017 zu sehen, jeweils montags bis freitags von 9 bis 17 Uhr – der Eintritt ist frei. Bitte beachten Sie: Das Kardinal Wendel Haus ist ein Tagungshaus für Veranstaltungen der Katholischen Akademie Bayern und für Gastveranstaltungen. Dadurch sind zeitweise nicht alle Räume zugänglich, in denen die Ausstellung präsentiert wird. Bitte erkundigen Sie sich gegebenenfalls vorab unter der Telefonnummer 089-381020, zu welchen Zeiten die Kunstwerke uneingeschränkt besichtigt werden können.



Martin Wöhrl und Anjalie Chaubal,  
Leiterin der Städtischen Galerie im  
Cordonhaus in Cham: Beide hatten  
gemeinsam in der oberpfälzischen Stadt  
eine Ausstellung gemacht.



Der Künstler war mit seiner sympathischen Frau Bianca und seinen Kindern Luise (5) und Lorenz (3) zur Vernissage gekommen. Sie sind wohl das „A“ und „O“ in seinem Leben.



Foto: Robert Kiderle  
... sowie das „Feld“, Ähren  
aus Metall, die beide in der  
Akademie zu sehen sind.

# Rudolf Voderholzer, Tomáš Holub und Klaus Unterburger

## Die Ostausrichtung des Bistums Regensburg in Geschichte und Gegenwart



Bischof Tomáš Holub, Klaus Unterburger, Florian Schuller und Bischof Rudolf Voderholzer (v.l.n.r.) diskutierten die Beziehungen zwischen dem Bistum Regensburg und Tschechien.

## Presse

### Sudetendeutsche Zeitung

26. Mai 2017 – Die Frage Schullers nach der Glaubenspraxis in seinem Bistum beantwortete Bischof Voderholzer zwar mit positiven statistischen Daten. Andererseits verschloss er nicht die Augen vor der Realität, also den häufig zu beobachtenden Säkularisierungstendenzen.

### Bistum Regensburg

22. Mai 2017 – Bischof Voderholzer wies auch dem 19. Jahrhundert eine hohe Bedeutung als „Schlüssel für viele Probleme der weiten Geschichte“ zu: „Das Christentum in seiner katholischen Ausprägung ist die beste Nationalismus-Prophylaxe, die es gibt“.

### Die Tagespost

30. Mai 2017 – Auf die Bedeutung des gemeinsamen Feierns, (...) wies Bischof Holub hin. Für ihn sind persönliche Beziehungen wichtiger als institutionelle.

### Oberpfalz TV

2. Juni 2017 – 60 Jahre ist die Katholische Akademie Bayern dieses Jahr geworden. Das wurde jetzt im Centrum Bavaria Bohemia in Schönsee gefeiert.

### Regensburger Sonntagszeitung

28./28. Mai 2017 – Bei der Podiumsdiskussion befragte Akademiedirektor Florian Schuller die Bischöfe nach den für sie wichtigen historischen Epochen. Bischof Voderholzer verwies dabei auf das Gründungsjahr 1115 des Klosters Kladrau/Kladruby beziehungsweise auf die Jahre 1945/46.

### Passauer Bistumsblatt

4. Juni 2017 – Bischof Voderholzer sah es als richtig an, den Milieus nicht nachzutruern. Vielmehr empfahl er, die „großen Schätze der Kultur, Musik, Kunst und Architektur, das heißt den ganzen Reichtum des Glaubens“ stärker in die pastorale Praxis einzubeziehen.

Bischof Rudolf Voderholzer von Regensburg und Bischof Tomáš Holub von Pilsen tauschten sich über die Ostausrichtung des Bistums Regensburg in Geschichte und Gegenwart aus. Das Gespräch am Samstag, 20. Mai 2017, im „Centrum Bavaria Bohemia“ im oberpfälzischen Schönsee war die dritte Veranstaltung in unserer Reihe zum 60-jährigen Jubiläum der Katholischen Akademie Bayern. Der von Akademiedirektor Dr. Florian Schuller moderierten Podiumsdiskussion ging ein Referat des Regensburger Kirchenhistorikers Prof. Dr. Klaus Unterburger voran, der die 1200-jährige Geschichte Ostbayerns und Böhmens in einem Parforceritt durchmaß.

Die rund 100 Teilnehmer der Jubiläumsveranstaltung, die die Akademie zusammen mit der Ackermann-Gemeinde organisiert hatte, reisten im Anschluss an das Podiumsgespräch nach Tschechien weiter, wo zuerst das Kloster Kladrau (Kladrau) auf dem Besuchsprogramm stand. Eine Führung zeigte die Pracht der Kirche im Stil der Barockgotik, Bischof Rudolf Voderholzer be-

richtete von persönlichen Beziehungen zu diesem Ort (seine Familie stammt von dort) und hielt zum Abschluss eine Statio in dem wunderschönen Gotteshaus.

Noch am Abend ging es nach Pilsen weiter, wo die Gruppe aus Regensburg und die vielen Münchner Teilnehmer übernachteten und gemeinsam zu Abend aßen. Eine rund einstündige Stadtführung durch die Altstadt war dann der Auftakt des Sonntagsprogramms, dem sich eine Eucharistiefeier – abwechselnd in tschechischer und deutscher Sprache – und schließlich eine Domführung anschloss. Der Bus brachte die Teilnehmer dann wieder zurück nach Regensburg und München.

Eine ausführliche Dokumentation des Podiumsgesprächs wird für eine Sonderausgabe unserer Zeitschrift „zur Debatte“ für Ende des Jahres vorbereitet.

*Prof. Dr. Klaus Unterburger, Professor für Kirchengeschichte an der Universität Regensburg, sprach über Ostbayern und Böhmen in der Geschichte.*



Vor der Veranstaltung: Landrat Thomas Ebeling von Schwandorf Wackersdorf, Bischof Tomáš Holub, Bischof Rudolf Voderholzer, Birgit Höcherl, die 1. Bür-

germeisterin von Schönsee, Akademiedirektor Dr. Florian Schuller und Hans Eibauer, der Leiter des Centrum Bavaria Bohemia (v.l.n.r.).



Regensburgs Bischof Rudolf Voderholzer zeigte die Pracht der Klosterkirche Kladruby, die im Stil der Barockgotik

erbaut wurde, und hielt zum Abschluss eine Statio.

# Europa – christlich?!

Anlässlich des 90. Geburtstags von Papst em. Benedikt XVI. fand sich am 28. und 29. April 2017 eine prominente Runde in der Akademie zusammen, die dem Beitrag des Christentums für die Geschichte Europas nachging. In der Spitze bis zu 150 Teilnehmer hörten bei der Veranstaltung, die in Zusammenarbeit mit dem Institut Papst Benedikt XVI. und der Joseph Ratzinger Papst Benedikt XVI.-Stiftung organisiert wurde, unter

anderem Kardinal Reinhard Marx, dem ehemaligen Bundesverfassungsrichter Udo Di Fabio und Theologen verschiedener Konfessionen. Auch Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff und Bundestagsvizepräsident Johannes Singhammer referierten und tauschten anschließend in einem Podiumsgespräch ihre Ansichten aus. Alle Referate können Sie in dieser Ausgabe unserer Zeitschrift „zur Debatte“ nachlesen.

## Grußwort zur Tagung anlässlich des 90. Geburtstags von Benedikt XVI.

Reinhard Kardinal Marx

Liebe Mitbrüder, verehrte Damen und Herren,

Ich freue mich sehr, dass diese Tagung stattfindet! Und vielleicht können wir damit beginnen, dem Jubilar, wenn er auch weit entfernt über die Alpen wohnt, noch einmal unseren Glück- und Segenswunsch zur Vollendung des 90. Lebensjahres zu schicken.

Es war für mich eine große Freude, in der letzten Woche mit den Dekanen dort zu sein. Papst em. Benedikt XVI. hatte fast für jede Pfarrei, die aufgerufen wurde und für die ein Dekan tätig war, noch beste Erinnerungen, konnte die Kirche beschreiben oder danach fragen, ob der und der noch lebt. Das hat den Dekanen außerordentlich gut getan. Es war ein Mut machendes Wort auch für die Arbeit der Priester in einer Zeit des Umbruchs. Das war eine sehr, sehr schöne, wunderbare Begegnung! Wir haben auch kurz darüber gesprochen, dass diese Tagung hier stattfindet, und dass Kardinal Koch eben leider nicht teilnehmen kann, weil er heute und morgen mit dem Papst in Kairo ist.

Ein herzliches Vergelt's Gott und Dankeschön, dass Sie gekommen sind, besonders aber auch den Veranstaltern, den Organisatoren. Ich weiß, dass das eine Herausforderung ist, wenn verschiedene Akteure zusammenarbeiten und auch viele Menschen, die den Jubilar gut kennen und die auch eine bestimmte Idee haben. Das alles unter einen Hut zu bringen, ist nicht immer einfach. Das Institut Papst Benedikt XVI., die Joseph Ratzinger Papst Benedikt XVI.-Stiftung und auch die Katholische Akademie Bayern sind bewährt darin. Vielen, vielen Dank auch allen, die in den verschiedenen Institutionen, im Freundeskreis, im Institut Papst Benedikt XVI. – Bischof Rudolf Voderholzer mit der



Reinhard Kardinal Marx,  
Erzbischof von München und Freising

Joseph Ratzinger Papst Benedikt XVI.-Stiftung – und in den anderen Kreisen nicht nur das Interesse, sondern auch die Verehrung und die Forschung über Joseph Ratzinger, den Theologen und den Bischof, den Kardinal und den Papst weiter im Auge behalten. Das ist eine weltweite Bewegung, wie Sie alle wissen, und viele sind daran interessiert. Die Übersetzung der Gesammelten Werke ist ja mittlerweile in fast allen großen Sprachen erfolgt. Sicher geht es noch immer weiter. Aber es ist auch eine, so denke ich, gute Resonanz, auch in der theologischen Wissenschaft. Dafür dürfen wir sehr dankbar sein.

### I.

Wie kann man ein solches Grußwort heute gestalten? Als sozusagen Nicht-Spezialist für die Theologie Joseph Ratzingers möchte ich doch ein paar Punkte nennen, die aus meiner Sicht als Bischof, vielleicht auch in einer gewissen Verantwortung als Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz und der Freisinger Bischofskonferenz, gerade im Blick auf die Theologie Joseph Ratzingers und auf sein Wirken auch für die Herausforderungen heute von Bedeutung sind. Das Thema Europa werde ich kurz ansprechen; das wird Herr Professor Di Fabio noch vertiefen.

Als ersten Punkt möchte ich nennen: Benedikt XVI. ist durch und durch Theologe. Das scheint eine banale Erkenntnis zu sein, ist es aber nicht. Wir können uns eine universale Glaubensgemeinschaft, eine Religion – das ist ein durchaus „schwieriger Begriff“ – für die Zukunft nicht vorstellen ohne eine Selbstreflexion auf wissenschaftlichem Niveau. Das ist für die Zukunft der Diskussion darüber, was Religion ist und wie ein Dialog der Religionen aussehen kann, von außerordentlicher Bedeutung.

Natürlich stellt sich dann die Frage – ich will, die vielen Fachleute vor Augen, das nicht alles in einem Grußwort unterbringen –, wie wir Wissenschaft verstehen, wie wir Wissen „aus dem Grund“ – so wie wir es in den ersten Semestern der Philosophie gelernt haben –, in die heutige Zeit übertragen. All das ist eine Herausforderung, wie sich zeigt. Aber eine Kirche, die auf Theologie verzichten würde, eine Kirche, die Theologie marginalisieren würde, hätte keine Zukunft und stünde nicht in der Tradition dieser großen Geschichte des Christentums.

Das ist von hoher Bedeutung im ökumenischen Dialog, aber auch im Dialog der Religionen und im Dialog mit der Wissenschaft von heute. Die Herausforderungen, vor denen wir stehen, sind groß. Christlicher Glaube und Theologie – das ist nicht dasselbe, sondern es ist ein Beziehungsfeld, auch ein Spannungsfeld, ein bereicherndes Spannungsfeld, ein Nachdenken über den Glauben.

Immer wieder zitiere ich in meinen Vorträgen den berühmten Vortrag von Joseph Ratzinger, damals Präfekt der Glaubenskongregation, an der Sorbonne in Paris, wo er – mit meinen Worten gesprochen, ich habe in Paris studiert, kann mich also vielleicht ein wenig hineinreden in die Situation – in dem sehr laikalen Umfeld der Sorbonne gesagt hat: Das Christentum ist nicht die Fortsetzung der Religion mit anderen Mitteln, sondern vernunftgeleitete Aufklärung. Da werden einige geschluckt und überlegt haben, was das denn bedeutet. In dem Zusammenhang hat er auch darauf hingewiesen, dass die ersten Dialoge im ersten, zweiten Jahrhundert mit der Philosophie stattfanden; also nicht mit den Tempelpredigern der Antike, sondern – wie wir heute vielleicht formulieren würden – mit den Intellektuellen der damaligen Zeit. Man sah sich gerüstet als Kirche, als junge Kirche, den intellektuellen Austausch zu beginnen mit denen, die sich selbst auf dem intellektuellen Niveau ganz oben sahen und es vielleicht auch waren.

Philosophie und Theologie – das ist ein ganz wichtiger Punkt für Benedikt XVI. Dem ist er treu geblieben, und das ist ein Auftrag an uns. Wir dürfen nicht unter dieses Niveau sinken. Wir müssen als Kirche Theologie betreiben, Theologie fördern, voranbringen, sodass die Theologie wirklich auf Augen- und Denkhöhe mit allen Wissenschaften bestehen kann. Ich halte das für einen

sehr wichtigen Punkt, den wir bei Joseph Ratzinger lernen können. Das hat er sich immer wieder auch vorgenommen. Und deswegen ist, wie Sie alle wissen, Glaube und Vernunft nicht nur ein Leitmotiv in seiner Theologie, in seinem Denken, sondern auch, ich würde einmal sagen, die Haltung, sich ohne Angst jedem Denken zu stellen; jedem Denken, was immer gedacht wird, sich dem zu stellen, und zu wissen: im reflektierten Glauben werden wir mit diesem Denken auch in ein Gespräch eintreten können, wenn es denn Denken ist und nicht nur Polemik oder Gefühl. In seinem berühmten Hamburger Vortrag hat er ja in besonderer Weise darauf hingewiesen, dass der Glaube auch gefährdet ist, wo er nur zum Gefühl wird. Auch das sind vielleicht Elemente einer Sorge, sage ich einmal vorsichtig, die uns aktuell umtreiben muss. Immer wieder durch die Geschichte der Religionen hindurchgehend gibt es eine einseitige Emotionalisierung, die dann doch in eine falsche Richtung führt.

Soviel zu meinem ersten Punkt: Benedikt XVI. als Theologe als Impuls auch für die Kirche von heute.

### II.

Ein zweiter Punkt: ein besonderer Blick auf Europa. Dieser Gedanke geht eigentlich mit seinem Vortrag an der Sorbonne gut zusammen: vernunftgeleitete Aufklärung sei wesentlich, und die wichtigste Aufklärung, die der europäische Kontinent je erlebt hat, ist die Verkündigung des Evangeliums. Damit beginnt die Aufklärung.

Wir könnten noch weiter zurückgehen. In dem berühmten Werk von Heinrich August Winkler „Die Geschichte des Westens“ – das ist nicht identisch, der Westen und Europa, aber es gibt doch eine gewisse Korrelation – beginnt der erste von mehreren Bänden mit dem prägnanten Satz: „Am Anfang war ein Glaube, der Glaube an einen Gott.“ Das sagt ein Historiker. Ich lese gerade das Buch von Jan Assmann mit dem Titel „Exodus“, eine Fremdsicht auf die biblische Geschichte, die Befreiungsthematik, und auch ein Hinweis darauf, was eigentlich die biblische Offenbarung in die Geschichte Europas, in das Denken Europas eingetragen hat.

Das müssen wir immer wieder auch neu aufarbeiten. Es geht nicht, als Kirche nur vor den Akteuren in Europa zu stehen, vor der Welt, und uns zu beklagen, sondern selbst deutlich zu machen, welchen Schatz wir einzubringen haben, was das Denken der Bibel verdankt: die große Thematik der Befreiung, dass die Schöpfung Gabe und Aufgabe ist, nicht nur ein „circulus“, die Wiederholung des immer Gleichen, sondern ein Prozess, ein Projekt, eine Bewegung hin auf den wiederkommenden Christus, auf die neue Schöpfung. Das ist eine Mobilisierung von Kräften und vom Denken, die Europa zutiefst geprägt hat. Es ist die Dynamik eben des Gerichts und des Universalen, würde ich einmal sagen. Auch das ist für die Zukunft der Menschheit, so denke ich, von außerordentlicher Bedeutung.

Gelegentlich überlegt man: Wie wird es weitergehen? Werden wir eine Gesellschaft erleben können, in der Menschen mit verschiedenen Sprachen, Weltanschauungen, Gläubige und Nichtgläubige zusammenleben können? Oder wird das nicht möglich sein? Das ist eine Schicksalsfrage für die Menschheit. Das Christentum, die biblische Überlieferung, geht davon aus, dass alle Menschen Bilder Gottes sind und deswegen grundsätzlich auch in der Lage, aufeinander zuzugehen und einander zu verstehen. Das gehört meines Erachtens zur Glaubensüberzeugung der Kirche. Wir würden Wesentliches aufgeben,



Foto: Felici

Die Weihe zum Erzbischof von München und Freising empfing Joseph Ratzinger am 28. Mai 1977. Danach fand ein Empfang in der Katholischen

Akademie statt. Auch sein Bruder Georg nahm natürlich an den Festlichkeiten teil.

wenn wir sagen, das geht nicht. Das ist eine Herausforderung, der sich gerade Europa stellt, wie es Papst Franziskus ja auch sehr deutlich in seinen Ansprachen sagt, sozusagen ein Orientierungspunkt für die Humanität als Auftrag für Europa.

Ich durfte dabei sein: Das ist ein historisches Bild gewesen, als vor einigen Wochen die Staats- und Regierungschefs im Vatikan zusammenkamen. Das wäre vor zehn Jahren undenkbar gewesen, aus

meiner Sicht, dass alle Regierungschefs der Europäischen Union sich vom Papst empfangen lassen, eine lange Ansprache des Papstes anhören und sich dann unter dem „Jüngsten Gericht“ in der Sixtina versammeln. Das hat mich dann schon etwas bewegt, als ein Bild auch der Vergewisserung und, ja, der Hoffnung, dass von dieser großen Tradition, die dort aufleuchtet, der wiederkommende Christus es ist, auf den alles zuläuft. Das ist ja nicht bedrohlich. Der

Christus, der uns dort bei Michelangelo erscheint, ist nicht bedrohlich, aber herausfordernd. Er verlangt nach Entscheidung, nach Ausrichtung, Verantwortung. Ihr könnt etwas tun, ihr habt eine Aufgabe, ihr habt eine Sendung! Es wird hingeschaut, was passiert. Das hat die Dynamik in Europa, glaube ich, schon geprägt.

Es ist also auch eine Herausforderung an die Kirche, diese Dynamik der Hoffnung, des Aufbruchs, des Arbeitens auf ein Ziel hin, das uns im Evangelium aufleuchtet, in die Geschichte und in die Politik Europas einzutragen. Ich denke, das ist auch unser Auftrag. Nicht nur von anderen verlangen, was sie tun sollen, sondern selbst auch tun, was wir als Beteiligung an diesem großen Projekt tun wollen und können.

### III.

Einen dritten Punkt möchte ich nennen, der uns natürlich alle umtreibt und der die Bischöfe weltweit bewegt und der immer ein Thema sein wird: Evangelisierung, was ist das eigentlich? Das hat mich damals sehr interessiert: Ich habe die Ansprachen von Kardinal Ratzinger in Bezug auf den Katechismus gelesen, die Vorbereitung des Katechismus und die Diskussion darüber, was ein Katechismus ist. Da war das noch einmal sehr wichtig, und ich glaube, dass diese Diskussion nicht abgeschlossen ist, dass sie weitergeführt werden muss über die Frage, was Evangelisierung gleichsam „als roter Faden“ für den Auftrag der Kirche bedeutet. Wir hatten ja zuvor die Phase, in der Joseph Ratzinger zu Recht auch seine Kritik angemeldet hat an einer sehr einfachen Korrelation: Wir gehen aus von dem, was Menschen leben und deuten es sozusagen, und dann haben wir sie schon hingeführt zu dem, was sie eigentlich

vom Tiefsten her schon wollten, so sage ich es einmal sehr kurz zusammengefasst. Da hat er immer gespürt, das ist es nicht, das ist nicht die „novitas Christi“, das ist nicht die Stimme des Evangeliums.

Natürlich knüpfen wir an bei dem, was die Sehnsucht der Menschen einbringt, von den Zeichen der Zeit, von dem, was sie bewegt, von der Kultur her; wir können nicht einfach anachronistisch neben den Bedürfnissen, Ängsten, Sorgen der Menschen her leben. Aber Christus bringt etwas Neues; das Evangelium, die Botschaft der Kirche, des Glaubens ist auch etwas Aufrüttelndes, Aufdeckendes, Aufklärendes. Und das, glaube ich, zueinander zu bringen – die berechtigten Anliegen dieser katechetischen Richtung, aber eben die notwendige Korrektur –, das halte ich auch für einen wichtigen Auftrag, wenn wir in Zukunft weiter darüber nachdenken. Vielleicht ist das eine Doktorarbeit oder eine Habilitationsarbeit: Evangelisierung bei Joseph Ratzinger, was das bedeutet und was es für die Zukunft bedeuten kann.

Ein weiterer wichtiger Punkt für ihn ist das Christus-Ereignis: Die drei Bände über Christus, die ja auch bei den Wissenschaftlern diskutiert werden, aber die doch meiner Ansicht nach eine große Fruchtbarkeit zeigen, haben eben genau diese Aussage. Das Neue des Christentums ist Er, Christus selbst. Ich habe immer überlegt, warum tut sich der Papst das an? Er hat ja so viel Arbeit zu tun und schreibt jetzt noch diese Bücher. Mir ist klar geworden, dass er gespürt hat: Wenn wir uns nicht dieser Person vergewissern, und zwar auf einem hohen Niveau, vielleicht nicht abschließend – er ist ja auch sehr selbstkritisch in seinen Äußerungen –, aber wenn wir uns der Person Jesu Christi nicht vergewissern im Blick auf die Texte und auf das Nachdenken darüber, dann ist das Christentum insgesamt gefährdet. Denn das ist die „novitas“, das Neue, was eingebracht wird. Christus, diese Person, muss im Zentrum unserer Überlegung, unseres Betens, Forschens und Nachdenkens stehen. Deswegen bin ich sehr dankbar gerade für diese Bücher. Obwohl ich diese drei Bücher selbstverständlich, wie Sie alle auch, gelesen habe, greift man doch gerade an den Hochfesten immer wieder darauf zurück und schaut nach, was eigentlich noch an interessanten Gedanken auch bei ihm zu finden ist. Mir tut das jedenfalls immer gut, in der Osterwoche noch einmal zu dem Band zu greifen und da nachzulesen.

### IV.

Und ein letzter Punkt: Ich habe schon damals bei der Vorstellung des Projektes der Gesamtausgabe der Schriften gesagt, die Zukunft der Kirche und die Liturgie bleibt für ihn ein entscheidender und wichtiger Punkt. An der Liturgie entscheidet sich, so hat er einmal gesagt, das Geschick der Kirche. Ich glaube, das ist sehr wichtig. Wir haben vor einigen Wochen von Hans Joas die Kritik gelesen, der ich mich voll anschließe, die Kirche solle nicht nur eine Moralanstalt sein. Das ist selbstverständlich. Vielleicht ist das gerade auch die Herausforderung für die ökumenische und auch interreligiöse Diskussion, dass die Kirche deutlich machen kann, dass sie eine sakramentale Wirklichkeit ist.

Das wird in besonderer Weise sichtbar an der Feier der Liturgie. Da geht es nicht nur um Feierlichkeit, sondern um die Erfahrung, dass in der Liturgie nicht nur eine Begegnung untereinander stattfindet, sondern die neue Schöpfung, der neue Himmel, die neue Erde sichtbar werden und mit großer Freude gefeiert



Kardinal Reinhard Marx (Mi.) im Gespräch mit Professor Udo Di Fabio (li.) und Akademiedirektor Dr. Florian Schuller.

werden, dass wir hineingenommen werden in ein Geheimnis, das größer ist als wir, dass wir verwandelt werden, nicht nur so tun, als wären wir verwandelt, sondern – von der katholischen Gnadentheologie her wissen wir das – wirklich neue Schöpfung sind. Das ist, glaube ich, äußerst wichtig und für die Zukunft der Kirche von entscheidender Bedeutung. Das hat Benedikt XVI. immer wieder unterstrichen.

Ein ganz früher Aufsatz von ihm, in den Schriften des Instituts Papst Benedikt XVI. erschienen, ist – glaube ich – „Kult und Caritas“ von 1953 oder 1954. Es hat mich sehr bewegt zu sehen, dass er schon von Anfang an gesagt hat: Das gehört zusammen, also können und dürfen wir es nicht auseinanderreißen. Das kultische Geschehen der Kirche ist von außerordentlicher Bedeutung. Manche sagen ja auch, dass eben auch im Leben eines säkularen Landes, die, wie wir sagen, „altérité“ sichtbar werden

*Ich glaube, das ist der Geist Europas: nicht stehenbleiben, sondern aufbrechen hin auf das, was kommt, auf das, was möglich ist, auf das, was uns aufgetragen ist.*

muss, das Andere, das Neue, das nicht Verrechenbare. Die Notwendigkeit des Nutzlosen, so hat es jemand einmal gesagt, die Notwendigkeit des Nutzlosen, das ist Liturgie. Das ist die sakramentale Wirklichkeit der Kirche, nicht verrechenbar und doch absolut notwendig. Kirche als Sakrament sollte das darstellen.

Wenn ich die vier genannten Themen einmal anschau, so haben wir auch für die Zukunft genug zu tun. Heute werden wir uns das Thema Europa anschauen. Ich habe in der letzten Woche einen Satz gesagt, den ich ausgerechnet bei Jan Assmann gefunden habe, von Augustinus, in den „Enarrationes in Psalmos“, den er zitiert: „Incipit exire qui incipit amare.“ Ich habe das für mich so übersetzt: Wer liebt, bricht auf. Das ist ein Gedanke, der Papst em. Benedikt XVI. sofort sehr begeistert hat letzte Woche, und worüber er ja auch Meditationen geschrieben und gehalten hat. Ich glaube, das ist der Geist Europas: nicht stehenbleiben, sondern aufbrechen hin auf das, was kommt, auf das, was möglich ist, auf das, was uns aufgetragen ist. Und zwar aus einem Geist der Liebe, der Zuversicht, der Hoffnung. Dann brechen wir auf und schließen nicht ab. Keine Engführung auf sich selbst, sondern eine Öffnung. Johannes Paul II. hat das in seinem berühmten Text „Ecclesia in Europa“ gesagt: Wenn ich an Europa denke, sagt Johannes Paul II., dann denke ich: „apertura“, Öffnung. Er meinte natürlich einen Aufbruch im Denken, im Hoffen, in der Liebe. Da kann uns Papst Benedikt XVI., Joseph Ratzinger, noch vieles mit auf den Weg geben. □

*Das Grußwort wurde frei vorgetragen und für die Drucklegung sprachlich nur leicht bearbeitet.*

#### Liebe Leserinnen und Leser,

dieser Ausgabe unserer Zeitschrift „zur debatte“ liegt das Inhaltsverzeichnis sowie der Referenten- und Themenindex des Jahrgangs 2016 bei. Wenn Sie eine Einbanddecke bestellen wollen (Preis 10 Euro), schreiben Sie bitte an die Redaktion.

## Das metaphysische Defizit: Europa sucht seine Idee

Udo Di Fabio

### I.

Als Metaphysik gelten letzte Fragen menschlicher Erkenntnis und Existenz. Letzte Fragen sind immer auch erste Fragen, also Fragen des Ursprungs, des Herkommens, der Natur. Es sind die Fragen nach den Prämissen, nach unverrückbaren Axiomen, es geht um Vorannahmen und Verständigungshorizonte. Die Physik ist kein Gegenbegriff, sondern jene Referenz, die sich mit der real zugänglichen Welt der Gegenstände, der Natur befasst, die sich an Fakten hält, an das, was wir anfassen und ausprobieren können. Die Beziehung könnte eine säkularisierte Spiegelung von Jenseits und Diesseits sein.

Jede menschliche Sozialform, jede Kultur hat einen Standort für metaphysische Fragen, auch wenn der Begriff als solcher nicht auftaucht. Nicht nur für Schopenhauer ist der Mensch ein „animal metaphysicum“. Die politische Aufklärung des 18. Jahrhunderts und auch das aus dem Rationalismus hervorgehende naturwissenschaftliche Weltverständnis bekämpfen aktiv oder verdrängen einfach funktionell durch ihren Erfolg die Metaphysik, reservieren die Wissenschaft als Raum, der frei ist von metaphysischer Spekulation. Die Aufklärung und der Szientismus der naturwissenschaftlich-technischen Welt des 19. Jahrhunderts verlassen sich stattdessen auf die Logik der Forschung, auf das Experiment, die zweiwertige Logik und die Falsifizierbarkeit von Aussagen als Prüfsteine für Wahrheitsurteile, auch für unbestreitbare Aussagen über Mensch und Natur. Vernunft wird mit empirisch zugänglichem Wissen gleichgesetzt. Spekulative Philosophie, religiöser Glaube, das sensorisch offene, das kontemplative Hineinhorchen in die Natur werden an die Peripherie verbannt.

Keine Zivilisation hat die wissenschaftliche und technische Beherrschung der Natur so sehr in den Mittelpunkt gerückt und zum System erhoben wie die europäische seit dem Ausgang des Mittelalters. Die Neuzeit war eine von Europa ausgehende Epoche, die den gesamten Globus zu einem Raum für Eroberungen machte, die den letzten Winkel entdecken, ausmessen, ausleuchten, nutzen und gestalten wollte. Der Kolonialismus schien den Europäern zwischen dem 16. und dem frühen 20. Jahrhundert als selbstverständliche Form der Nutzbarmachung, aber auch die Zivilisierung einer Welt, die diesen Weg des Fortschritts und der Weltaneignung noch nicht beschreiten konnte.

### II.

Als Europa 1945 in Trümmern lag, ging das nicht spurlos am ideellen Selbstbewusstsein vorbei. Der alte Kontinent hatte nach zwei verheerenden Kriegen seine Zentralität eingebüßt. Er war selbst zum Zivilisationsfall geworden, hatte in tiefste Abgründe der Barbarei geschaut. Jetzt blickten viele zurück an den Anfang, manche entdeckten mit Rechtsphilosophen wie Hans Welzel oder Gustav Radbruch das vom Rechtspositivismus und politischen Dezisionismus längst abgeschriebene Naturrecht wieder.

Die deutsche Verfassung von 1949, unser Grundgesetz, verfasste nicht wie



Prof. Dr. Dr. Udo Di Fabio, Richter am Bundesverfassungsgericht a. D., Professor am Institut für Öffentliches Recht – Abteilung Staatsrecht an der Universität Bochum

die Weimarer Verfassung allein die demokratische, die soziale Republik, sondern sie stellte den einzelnen Menschen mit seinen angeborenen Rechten in den Mittelpunkt: stolz und frei, aber auch in seiner Verletzlichkeit und Hilfsbedürftigkeit. Die ebenfalls demokratische Weimarer Reichsverfassung von 1919 griff auf die Aufklärung zurück, das Bonner Grundgesetz wollte hier nichts dementieren, aber als posttotalitäres Dokument doch noch viel tiefer schöpfen. Es schöpft aus den Quellen des neuzeitlichen Menschenbildes, aus dem das normative Weltbild wächst. Das Grundgesetz greift mit seiner Prämisse der Würde des Menschen zurück zum christlich eingebetteten Renaissancehumanismus. Und es verweist auf die metaphysischen Urgründe als Horizont – im Gottesbezug der Präambel ebenso wie mit der Dignitas Humana des ersten Artikels. Das Grundgesetz ist keine allein technische Verfassung, sondern eine post- und antitotalitäre Werteordnung. Es wendet sich gegen Kollektivismus und Staatsgläubigkeit, gegen totalitäre Meisterdenker und gegen Untertanengeist.

Wenn stattdessen der einzelne Mensch in den Mittelpunkt der Rechtsordnung rückt, heißt das aber auch wiederum nicht, dass der Mensch und sein Verstandesvermögen, seine Interessen und Bedürfnisse das Letzte und das einzig Maßstäbliche wären. Die Kompassnadel der Vernunft braucht den magnetischen Pol außerhalb des eigenen Blickfeldes. Niemand hat in der Theologie der vergangenen Jahrzehnte anspruchsvoller und prägnanter den dialektischen Zusammenhang zwischen Glauben und Vernunft deutlich gemacht als Josef Ratzinger, Papst Benedikt XVI. Für ihn wendet sich das Christentum nicht gegen den Gott der Philosophen, der für das reine Sein und das reine Denken stand, dessen Ewigkeit und Unveränderlichkeit wie die Mathematik jede Beziehung zum Veränderlichen und Werdenden ausschließt. Der christliche Glaube in dieser Interpretation

will nicht die Rückkehr zum Mythos, nicht hinter die klassische Philosophie zurück, sondern etwas vervollkommen, was ohne Glaube trotz aller menschlichen Anstrengung unvollkommen bliebe. Der Glaube ergänzt die Vernunft, und zwar mit Lebendigkeit, durch die Dornbusch-Erfahrung mit Leidenschaft gefüllt, mit der Flamme schöpferischer Liebe und des Dialogs mit den Menschen, der das Beten erlaubt und den Ratzinger auf die dialogische Struktur Gottes selbst zurückführt.

### III.

Wenn die Präambel des Grundgesetzes die verfassungsgebende Gewalt des Deutschen Volkes in die „Verantwortung vor Gott und den Menschen“ stellt, meint sie unzweideutig den methodischen Humanismus als Achtung der Person und die Selbstachtung der Gattung. Zugleich konzediert die Präambel aber auch das Transzendente, den metaphysischen Urgrund, ohne deswegen theokratisch zu werden. Der Gottesbezug ist gewiss eine Formel der Demut, mehr aber noch ein reflektierender Akt der Selbsterkenntnis. Er macht die Grenzen menschlicher Vernunft deutlich, auch die Grenzen menschlicher Gestaltungsmacht und erinnert an die Angewiesenheit auf den unerforschlichen Horizont, der immer jenes ausgreifende Europa geschichtlich kennzeichnende Momentum austariert. Ausgleichendes Gewicht bedeutet insofern die Mahnung, die Grenzen menschlicher Erkenntnisfähigkeit in die Praxis einer Selbstbegrenzung und Selbstgenügsamkeit einfließen zu lassen, für die der Begriff der Metaphysik oder eben auch der Begriff Gottes einen Erinnerungspunkt setzt.

Die Freiheit des einzelnen zur Entfaltung seiner Persönlichkeit markiert die großartige selbstexpansive Idee, wie sie Giovanni Pico della Mirandola in seiner Schrift des späten 15. Jahrhunderts zur Würde des Menschen formuliert hat: „Du kannst zum Niedrigen, zum Tierischen entarten; du kannst aber auch zum Höheren, zum Göttlichen wiedergeboren werden, wenn deine Seele es beschließt.“ Auch eine solche optimistische Idee der Freiheit, die unhintergebar im menschlichen Willen ihren letzten Grund findet, braucht als konstruktiven Widerpart das Andere, den jenseits der eigenen Verfügbarkeit liegenden letzten Grund, gerade damit sie als individuelle Freiheit wirksam bleiben kann. Entsprechendes gilt für die Demokratie als gemeinsame Selbstentfaltung. Auch sie ist auf das Andere, das Unzugängliche angewiesen, muss ihre Grenzen erkennen, um sittlich geleitet in die Welt ausgreifen zu können.

Das Besondere am europäischen Weg und am westlichen Gesellschaftsmodell kann nur verstehen, wer den evolutionären „Trick“, die scheinbare Paradoxie hinreichend würdigt, mit dessen Hilfe Freiheit im modernen Sinne überhaupt möglich wird. Zur Freiheit gelangt alles nur durch mehr selbst auferlegte Bindung. Die Biologie weiß: Ohne Fähigkeit zur Restriktion keine Evolution und keine Extension. Die Fähigkeit zur Selbstbegrenzung, zur Achtung des Anderen, zum Erkennen der Pflicht, das Gewissen, die begrenzten und begrenzenden Institutionen: All das ist Bedingung einer Freiheit, die durch Abstreifen der äußeren Fesseln in einem Akt der Selbstkonstituierung entsteht.

### IV.

Wer auf die europäische Integrationsgeschichte schaut, wird sehen, dass die Wege zur Einheit seit Beginn der Fünfzigerjahre nicht nur Tribute an politische Pragmatik und an die konkrete

Machbarkeit bei der Verwirklichung von Ideen zu leisten hatte, sondern auch im geistigen Duktus der Aufklärung erster Ordnung ein metaphysisches Defizit erzeugte, unter dem Europa bis heute leidet. Obwohl nach 1945 eine politische Evidenz zur Einheit Westeuropas im sich anbahnenden Kalten Krieg und nach den Ergebnissen des europäischen Nationalismus bestand, kam die für die politische Zustimmung notwendige kritische Masse für das Projekt der europäischen staatlichen Einigung nicht zustande. Nach dem Scheitern der Europäischen Verteidigungsgemeinschaft (EVG), die konzeptionell mit einer europäischen politischen Gemeinschaft (EPG) und damit der Vorstufe eines Bundesstaates verbunden werden sollte, hatten die sechs Gründerstaaten die Einheit auf eine Wirtschaftseinheit zurückgeführt. Der gemeinsame Wirtschaftsraum sollte zum gegenseitigen Nutzen Zölle und Handelshemmnisse abbauen, mit wirtschaftlichen Grundfreiheiten grenzüberschreitende Mobilität fördern und auf diesem wirtschaftlich-funktionellen Wege einen politischen und kulturellen Mehrwert erzeugen, der dann in der Zukunft schrittweise zu einer politischen Union führen sollte.

Wir nennen das im Europarecht das „Prinzip der funktionellen Einigung“ und die entstandene neue politische Herrschaftsform eine „supranationale Organisation“. Die funktionelle Einigungsidee überführte den alten Interessenstreit zwischen Staaten in zivile und institutionell wohlgeordnete Formen. Die Staaten blieben souverän, ihre nationalen öffentlichen Kommunikationsräume konnten so französisch, deutsch oder italienisch bleiben, wie sie es seit Langem waren. Zugleich wurde aber die mitgliedstaatliche Politik europäisch pädagogisiert und gleichsam erzogen. Sie mussten sich gemeinsamen Regeln unterwerfen, sich an die kühle Logik des gemeinsamen Marktes anpassen und das Regieren nicht allein national, sondern auch europäisch gemeinschaftlich verstehen. Die großartige Kraft der funktionellen Einigungsidee mit ihrer innovativen supranationalen Logik lag



*Erste Reihe: Bischof Rudolf Voderholzer, Bischof em. Egon Kapellari, Professor Thomas Söding, seine Ehefrau Christine Söding, Dr. Gottfried W. Locher und Bischof Andrej Čilerdžić (v.l.n.r.).*

darin, den politischen Wirtschaftsegoismus der Nationalstaaten, wie er seit dem Merkantilismus gepflegt worden war und wie er sich als ewige Antriebsquelle für Konflikte und Kriege erwiesen hatte, an der Wurzel zu bekämpfen.

Die Dynamik der immer engeren Union wurde sozialtechnisch auf den Weg gebracht und dann das erfolgreiche Modell in den achtziger Jahren mit gemeinsamer Justiz-, Innen- und Asylpolitik sowie durch die Währungsunion auf das Gleis klassischer Staatskompetenzen gesetzt und damit die politische Union, des Maastrichter Unionsvertra-

ges ins Leben gerufen. Genau an der Stelle wurde aber allmählich sichtbar, dass auch eine gut funktionierende, sozialtechnisch ambitionierte Einigungsidee auf sozio-kulturelle Voraussetzungen angewiesen bleibt, die in den Mitgliedstaaten aufgrund von historischer Erfahrung, sprachlicher Prägung, alltagskultureller und religiöser Besonderheiten bestehen, und die nicht einfach zum Gegenstand einer harmonisierenden Richtlinie aus Brüssel gemacht werden konnten. Solch sperrige Kräfte wurden aus der Sicht der Funktionseliten mitunter als lästige und durch gemeinsame Willensanstrengung überwindbare Hindernisse angesehen.

Doch die Währungsunion und die gemeinsame Asylpolitik im Schengen- und Dublin-System erwiesen sich neben allen Erfolgen gerade unter Druck und Herausforderungen auch als Überdehnung der Möglichkeiten funktioneller, rechts normativ verbindlich gemachter Einigungsprojekte. Die europäisierte Verrechtlichung staatlich genuin gedachter Kompetenzen machte das Legitimationsdilemma der Supranationalität offenbar, weil sie tief in den politischen Primärraum der Staaten über Fiskaldisziplin im Rahmen der Währungsunion oder Aufnahmeverpflichtungen im Rahmen einer gemeinsamen Asylpolitik eingriffen.

## V.

Ein Ergebnis dieser Überspannung sozialtechnischer Potenziale ist die Entstehung oder Verstärkung populistischer Bestrebungen, die praktisch in allen westlichen Demokratien mit fortschreitender Globalisierung und wirtschaftlicher Dynamisierung auftreten. Der rechte wie der linke Populismus versprechen nicht nur einfache Lösungen in einer komplex gewordenen Welt, sondern sie versuchen auch das Herz zu wärmen jenseits zweckrationaler Imperative. Der rechte Populismus hält am Ziel einer kulturell und ideell homogenen Nation als metaphysischen Bezugspunkt fest, er wirkt deshalb schon auf den ersten Blick rückwärtsgewandt. Es gibt aber auch einen linken Populismus,

der politisch überzogen gegen die Logik offener Märkte und die Funktionsmechanismen des Wettbewerbs regieren will und nicht wie das Konzept der sozialen Marktwirtschaft mit einer intelligenten Steuerung der Marktkräfte operiert, um sie am Maßstab der Entfaltungsfreiheit, der Chancengerechtigkeit und des Wohlergehens der Bürger zu nutzen.

Beide Seiten beteuern, die wahre Demokratie zu verteidigen: als homogene (Volks-)Gemeinschaft oder als klassenbewusste Solidargemeinschaft, und zwar gegen den offenen, integrationsbereiten Staat oder gegen die global vernetzte Wirtschaft mit Markt und Wettbewerb. Die Wärmestuben des Populismus, ihre manchmal aufreizende Sprache, die sich an Leidenschaften, Evidenzerlebnissen der Ungerechtigkeit, an wirklichen oder vorgeblichen Skandalen entzündet, sind mit ihrem partiellen, aber doch beunruhigendem Erfolg zugleich ein Symptom für das metaphysische Defizit in westlichen Gesellschaften. Wir sollten nicht vergessen, was in die totalitären Verführungen des 20. Jahrhunderts in ihrem übersteigerten Nationalismus, im Faschismus und Kommunismus angerichtet, wie sie das Menschliche gequält, gefoltert und gemordet haben.

## VI.

Wie also kann eine aufgeklärte Gesellschaft, solche Risiken erkennend, lernen und reagieren? Wie kann Europa sein metaphysisches Defizit ausgleichen? Wer diese Diskussion mit Aussicht auf Erfolg führen will, muss sich der üblichen politischen Rechts-Links-Mechanik entziehen. Jemand, der für die Stärkung der sozialen Marktwirtschaft streitet, ist nicht per se links und wer an die antiken und christlichen Wurzeln Europas erinnert, ist nicht per se rechts. Löst man sich von politisch oktroyierten Denkblockaden, wird man erkennen, dass die öffentliche Wahrnehmung der westlichen Gesellschaften sich allzu lange sozialtechnisch verengt hat und den Raum des Metaphysischen aus der Öffentlichkeit ins Private ver-



*Auch die Bücher von Papst Benedikt fanden reges Interesse bei den Besuchern.*

bannt hat. Kirchen sind heute zwar anerkannte Verbände, die in Rundfunkräten, auf politischen Podien und den Ethikkommissionen durchaus nicht nur geduldet, sondern auch erwünschte Akteure sind. Aber das gilt im Wesentlichen nur, solange sie nicht allzu sperrig in ihrem Glaubensbekenntnis oder in ihren ethischen Positionen sind, sondern sich politisch anschlussfähig artikulieren, am besten nahe an den herrschenden aktuellen Werteinstellungen und Auffassungen. Nicht so sehr der Eigensinn und das Andere der Religion sind gefragt, sondern eher funktional passgenaue Aussagen und Bestätigungen.

Im öffentlichen Meinungsraum mit seinen einfachen Rezeptionsstrukturen von Gut und Böse, Richtig und Falsch, mit der Vorliebe für einfache populäre Symbolik wird eine Theologie wie die des emeritierten Papstes schlicht nicht verstanden. Die Kirchen sollten deshalb klug und auf der Hut sein, sich nicht im Übermaß in die genuinen Operationen des politischen Systems zu begeben, denn sie müssten ihr Wesen verändern, um hier dauerhaft erfolgreich und anschlussfähig zu sein. Christliche Gehalte, die politisch adaptiert werden, mag man als Erfolge oder gar als Zeichen der Glaubensgewissheit deuten, aber sie verändern in der Mechanik der Macht ihren Charakter. Der Glaube, auch und gerade wenn er politischer Macht leuchten und die Welt mit gutem Grund kritisch begleiten will, muss doch im Kern darauf bestehen, nicht politisch zu sein.

Hier liegt ohnehin ein tieferes Problem von struktureller Affinität und systematischer Differenz. Ohne die jahrtausendealte Dialektik von Vernunft und Glaube ist das europäische Gesellschaftsmodell nicht nachhaltig und kann sich nicht wirklich überzeugend erklären. Die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts betont, dass der Einzelne im Mittelpunkt der Rechtsordnung steht, der einzelne Mensch Träger der Würde ist. Er darf niemals zum Ding werden, er darf nie herabgewürdigt werden zur bloßen Verfügungsmasse, zu Material und zum bloßen Objekt. Aber wo kommt eine solche Vorstellung her, wo findet sie ihre metaphysischen Wurzeln?

Für Josef Ratzinger kommt diese Vorstellung aus dem Christusglauben, wie er schreibt: „Das aber bestätigt noch einmal den unendlichen Vorrang des Einzelnen vor dem Allgemeinen. Dieses früher entwickelte Prinzip zeigt sich hier wiederum in seinem ganzen Gewicht. Die Welt bewegt sich auf die Einheit in der Person zu. Das Ganze erhält seinen Sinn vom Einzelnen und nicht umgekehrt. Dies einzusehen rechtfertigt auch noch einmal den scheinbaren Positivismus der Christologie, jene für die Menschen aller Zeiten so skandalöse Überzeugung, die einen Einzelnen zur Mitte der Geschichte und des Ganzen macht. (...) Wenn es wahr ist, daß am Ende der Triumph des Geistes steht, das heißt der Triumph der Wahrheit, Freiheit, Liebe, dann ist es nicht irgendeine Kraft, die am Schluss den Sieg davon trägt, dann ist es ein Antlitz, das am Ende steht. Dann ist das Omega der Welt ein Du, eine Person, ein Einzelner. Dann ist die allumfassende Komplexion, die unendlich alles umfassende Vereinigung, zugleich die endgültige Verneinung alles Kollektivismus, die Verneinung jedes Fanatismus der bloßen Idee, auch einer sogenannten Idee des Christentums. Immer hat der Mensch, die Person, den Vorrang vor der bloßen Idee.“

## VII.

Was könnte dieser aus dem Christusglauben theologisch begründete metho-



Foto: Felici

Vom 13. Oktober 1977 datiert dieses Foto, das Joseph Ratzinger (schon am 27. Juni, gut zwei Monate nach seiner Bischofsweihe, war er Kardinal geworden) mit Papst Paul VI. in Rom zeigt.

dische Humanismus bedeuten, was heißt das für die Zukunft der Europäischen Union? Es heißt vielleicht, dass die Überschätzung politischer Gestaltungsmacht mit finanziellen und rechtlichen Mitteln bis in private, vielleicht sogar intimste Lebensverhältnisse hinein regulieren zu können, eine ernste Gefahr für die ideale, die angemessene metaphysische Grundlage Europas ist. Denn der methodische Humanismus verlangt

*Die Rechtsprechung des Bundesverfassungsgerichts betont, dass der Einzelne im Mittelpunkt der Rechtsordnung steht, der einzelne Mensch Träger der Würde ist.*

scheinbar gegensätzliche Anstrengungen: Der Mensch soll über sich hinauswachsen, lernen, suchen, sich bilden, und mutig sich binden, dabei den jeweils Anderen und den Nächsten als das Spiegelbild seiner selbst und zugleich als Spiegel des Göttlichen achten. Die politische Gemeinschaft schafft dafür einen Entfaltungsrahmen, eine Infrastruktur der Freiheit, reicht die Hand den Hilfsbedürftigen.

Wenn eine Gesellschaft vielfältiger, aber auch spannungsgeladener und sogar gewaltbereiter wird, wenn sie sichtlich ihre Orientierung verliert, entstehen neue Anforderungen an die Rechts- und Friedensordnung. Aber die politische Gemeinschaft kann und darf keinen neuen Menschen unter Einsatz der

zu Verfügung stehenden Mittel herbei regulieren; sie ist auf den langen Weg von Bildung, Erziehung, Motivation und Abbildung der Leistungsgerechtigkeit wie der helfenden Aktivierung in Sozialstrukturen verwiesen. Politik muss den Eigensinn und die Freiheit achten, sonst bleiben die Beteuerungen der Vielfalt bloße Lippenbekenntnisse. Die von der Kirche immer wieder angeordnete Subsidiarität hat starke politische Leuchtkraft, denn vielen leuchten immer nur die zentralen und eben die politischen wie rechtlichen Lösungen ein.

Bei aller charakteristischen funktionellen Einigung und globalen Mobilisierung haben wir indes zu wenig Aufmerksamkeit auf Grunderfahrungen menschlicher Existenz gerichtet, die in der Nähe der Familie, der Liebe und in Gemeinschaften entstehen. Im alltagsweltlichen Raum, angefangen von der Liebesbeziehung junger Menschen bis zur aufopfernden Pflege des gebrechlichen Ehepartners lebt die unmittelbare Nähe und Erfahrung des Anderen wie des eigenen Selbst, also ursprüngliche Sozialität. Die für alle Menschen gleichbemessene Nähe zu Gott stiftet ebenfalls originäre Gemeinschaft und nicht so sehr die kühlere gesellschaftliche Assoziation. In ursprünglicher Gemeinschaftsbildung entsteht etwas, das nicht immer weiter verrechtlicht, politisiert, ökonomisiert oder auf öffentliche Einrichtungen externalisiert werden kann.

Die technischen, wirtschaftlichen und politischen Imperative der westlichen Gesellschaftsformation werden ihre Überzeugungskraft und ihre Wirkung auf Dauer nur dann erhalten können, wenn jene andere Welt lebendiger Erfahrung, des weiteren Sinnhorizonts, des Unerforschlichen und des Schick-

salhaften nicht völlig verbannt wird. Wenn das Metaphysische nicht als Esoterik, als Mythos oder gar als eine aus den Fugen geratene Leidenschaft ideologischer Destruktion zurückkehren soll, dann kommt es auf die Wiedergewinnung jener spannungsreichen, aber letztlich konstruktiven Beziehung von Glaube und Vernunft an, die Benedikt sein Leben lang angemahnt hat. Nicht ein bevormundendes Europa, das paternalistisch mit sozialtechnischen Allmachtsphantasien und ohne institutionelles Feingefühl agiert, ist unsere Zukunft, sondern ein Europa der vernünftigen Balance. Ein Europa des rechten Maßes, des pragmatischen Augenmaßes und eines, das seine kulturellen und religiösen Wurzeln kennt, sein Herkommen, die Möglichkeiten und Grenzen seiner materiellen Potenziale. Die Zukunft liegt in einem Europa, das seine normative Signatur zwischen persönlicher Freiheit, der Gleichheit vor dem Gesetz und des demokratischen Zusammenhalts, getragen von der Dignitas Humana als grundlegende geistige Kraft kennt und zugleich Respekt zeigt vor jenen spirituellen Quellen der Zivilisation, die sich ihren verschlungenen Weg gebahnt hat durch mehr als zwei Jahrtausende der spannungsreichen Ambivalenz von Glaube und Vernunft. □

Zur besseren Lesbarkeit wurde bei der Druckfassung des Textes für unsere Zeitschrift auf die Fußnoten verzichtet.

# Europa braucht eine versöhnte Christenheit. Eine biblische Perspektive

Thomas Söding

## I.

In seiner Regensburger Vorlesung, die 2006 hellstichtig vor der mörderischen Verquickung von Religion und Gewalt warnt, hat Papst Benedikt XVI. an eine kleine Szene erinnert, die, wie sich im Rückblick erkennen lässt, einen großen Schritt auf dem Weg zur Christianisierung Europas, aber auch zur Entstehung einer weltweiten Christenheit bedeutete. Lukas erzählt in der neutestamentlichen Apostelgeschichte von einer nächtlichen Vision, die Paulus auf einer Missionsreise in Troas hatte, auf dem Gebiet des homerischen Troja; dieses Gesicht habe er als Einladung zur Missionierung jenes Erdteils nördlich des Mittelmeeres gedeutet, der seit dem griechischen Historiker Herodot im 6. Jahrhundert vor Christus „Europa“ genannt wird. Ich zitiere aus der Regensburger Vorlesung: „Die Vision des heiligen Paulus, dem sich die Wege in Asien verschlossen und der nächtens in einem Gesicht einen Mazedonier sah und ihn rufen hörte: Komm herüber und hilf uns (Apg 16,6-10) – diese Vision darf als Verdichtung des von innen her nötigen Aufeinanderzugehens zwischen biblischem Glauben und griechischem Fragen gedeutet werden.“

Die Wortwahl Benedikts ist gewohnt präzise. Auf der Seite der Bibel steht das Glauben, auf der Seite der Griechen das Fragen. Auf der Seite der Bibel steht deshalb das Glauben, weil man nur glauben kann, dass Gott, wie Paulus es etwas später auf dem Areopag vor Philosophen sagen wird, „den Erdkreis in Gerechtigkeit richten wird, durch einen Mann, den er dazu bestimmt und vor allen Menschen dadurch ausgewiesen hat, dass er ihn von den Toten auferweckte“ (Apg 17,31). Auf der Seite der Griechen aber steht deshalb das Fragen, weil die Philosophie die Suche nach Wahrheit umtreibt und weil sie Kritik übt, nicht nur an jeder wissenschaftlichen Aussage und an jeder gesellschaftlichen Übereinkunft, sondern auch an jeder Religion.

Folgt man Benedikt in der Regensburger Vorlesung, ist es „von innen her nötig“, dass biblisches Glauben und griechisches Fragen aufeinander zu gehen. Sie werden nicht ineinander überführt; Glauben bleibt Glauben, Fragen bleibt Fragen. Aber die These der Vorlesung lautet: Es ist für den Glauben notwendig, sich dem Fragen zu stellen, der Suche und der Kritik, weil er sonst nicht Glauben wäre, sondern so täte, als ob er alles schon durchschaute – so wie es auch für das philosophische Fragen notwendig ist, den Glauben nicht aus-, sondern einzublenden, weil es sonst auf dem wichtigen Gebiet der Religion das Fragen versäumen oder gar verbieten würde.

Für den Glauben ist das Fragen nötig, weil er selbst von der Suche nach Wahrheit angetrieben wird, von der Kritik aller menschlichen Gottesbilder, vom Ruf nach Gott, der sich verbirgt, wenn er sich offenbart, und die dunkelste Stunde von Golgotha in das hellste Licht des Ostermorgens taucht. Für das philosophische Fragen ist das Glauben nötig, weil es immer voraussetzen muss, dass dieses Fragen Sinn macht. Der Glaube, der sich den philosophischen Fragen stellt, weiß vor allem



Prof. Dr. Thomas Söding, Professor für neutestamentliche Exegese und Theologie an der Ruhr-Universität Bochum

eines: dass er nur Glaube ist; und die Philosophie, die sich dem Glauben stellt, erkennt vor allem eines: dass sie nur Fragen ist. Der Glaube, den das Fragen nötig hat, ist nicht mit jenem identisch, der das Fragen braucht. Aber er ist ihm auch nicht fremd. Der Glaube an den Sinn, den der Berliner Philosoph Volker Gerhardt als Basis jeder Wissenschaft postuliert, ist das moderne Korrelat jener theologia naturalis, die nie das „Wie“ des Handelns Gottes, aber doch das „Dass“ seines Seins wahrscheinlich zu machen unternommen hat. Der Glaube jedoch, der durch das Hören auf das, was er als Gottes Wort vernimmt, zur Konkretion im Gottesdienst, in der Lehre und in der Diakonie führt, zerstört die natürliche Gotteserkenntnis nicht, sondern führt sie zum Bewusstsein ihrer selbst. Der christologisch konkretisierte Glaube gibt zu denken. Er entzaubert jeden Wissenschaftsglauben, indem er die Endlichkeit aller irdischen Existenz und damit die Vorläufigkeit jeder Erkenntnis wahrnimmt, ohne an der Möglichkeit eines Vorgriffs auf wahre Erkenntnis zu verzweifeln.

## II.

Europa ist der Boden jener Begegnung von Theologie und Philosophie, von Glauben und Fragen geworden, die heute den Widerstand zivilisierter Gesellschaften gegen den Fundamentalismus begründet, die Option für die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe, das Postulat einer Aufklärung, die sich über sich selbst aufklärt und deshalb nicht nur Religionsfreiheit garantiert, sondern auch das gesellschaftliche Interesse organisiert, die Menschheitserfahrungen, die von den Religionen gespeichert werden, in das öffentliche Gespräch einzubringen, das über Gerechtigkeit und Solidarität, Freiheit und Verantwortung geführt wird. Dieses Thema haben Joseph Ratzinger und Jürgen Habermas 2004 in dieser Akademie eingehend erörtert, nicht ohne eine ziemlich weitgehende Übereinstimmung zu erzielen.

Schon das Judentum der Antike hat seinen Glauben an den einen Gott nicht nur im Land der Verheißung, sondern notgedrungen auch in der Diaspora gelebt; mitten unter den Völkern hat es den Versuch gestartet, mit Hilfe der Philosophie die Theologie zu durchdringen und mit Hilfe der Theologie die Philosophie. Die ersten Christen, die sich auf die Mission über Judäa, Galiläa und Samaria hinaus zu den Völkern gemacht haben, waren weit davon entfernt, diese philosophische Theologie eines Judentums, das Griechisch konnte, zu verachten. Aber sie mussten radikal neu denken, weil es ihr Auftrag war, den Menschen Jesus von Nazareth, den Gekreuzigten, als den menschengewordenen Sohn Gottes zu verkünden, der, von den Toten auferstanden, der „Urheber des Lebens“ (Apg 3,15) geworden ist, so Petrus laut Lukas im Tempel von Jerusalem.

Diese Mission hat Europa geprägt. Wie sie den Kontinent verändert hat, zeigt die Fortsetzung der nächtlichen Vision beispielhaft. Paulus kommt mit den Seinen zuerst nach Philippi (Apg 16,12-40). Was dort geschieht, ist programmatisch. Der erste Mensch, der getauft wird, ist eine Frau, die gottesfürchtige Lydia, die ihr Haus als Missionsstation öffnet. Die erste Tat, die von Paulus überliefert wird, ist die Befreiung einer Sklavin von bösen Geistern, die sie zur Wahrsagerei gezwungen haben. Die erste öffentliche Erklärung, die Paulus abgibt, ist ein Plädoyer für das Recht auf freie Religionsausübung und Meinungsäußerung, das ihm bestritten worden war. Die Quintessenz ist von atemberaubender Aktualität. Das Christentum hat Europa die Gleichberechtigung der Frauen gebracht; es hat Europa vom Aberglauben befreit; es hat Europa die Idee eines Rechts gegeben, das der Freiheit dient. Für all das ist der Glaube verantwortlich, der sich den kritischen Fragen stellt, aber auch darauf setzt, dass kritische Fragen nicht unterdrückt, sondern gestellt werden, sodass der Glaube gefeiert, gelehrt und in der Liebe gelebt werden kann, nicht nur privat, sondern auch öffentlich.

Freilich hat Europa auch die Mission verändert. Durch die Begegnung mit den Griechen, durch die Auseinandersetzung mit der Philosophie, durch die Annahme der Religionskritik ist das Evangelium polyglott geworden. In Europa



Bischof Andrej Cilerdžić war auch auf dem Podium ein engagierter und kundiger Vertreter seiner Konfession.

haben die Missionare gelernt, dass es nicht nur die Europa zugewandte Seite Gottes spiegelt, wie der Kulturprotestant Ernst Troeltsch eingangs des 20. Jahrhunderts meinte, sondern dass es den einen Glauben für alle in der einen Kirche für alle zu Wort kommen lässt. Dazu musste es mit der griechischen Philosophie die Wahrheitsfrage stellen und mit dem römischen Recht im politischen System die Gerechtigkeit suchen, soweit es die schwachen Kräfte erlaubten.

Gleichwohl wirft schon der hoffnungsvolle Aufbruch lange Schatten. Ja, es ist ein Gewinn an Menschlichkeit, die eigene Person, aber auch jeden anderen Menschen als Gottes Ebenbild zu sehen. Es ist beglückend, glauben zu dürfen, von Gott geliebt zu sein und diese Liebe weitergeben zu können. Es ist schön, zu einer Kirche der vielen Nationen, der vielen Sprachen, der vielen Gesichter und Geschichten zu gehören, einer Kirche mit dem einen Glauben, der einen Taufe und der einen Eucharistie. Aber wer die Paulusbriefe liest,



Dr. Egon Kapellari, Bischof em. von Graz (re.), und Msgr. Dr. Axel Mehlmann, Generalvikar der Erzdiözese Freiburg.

erkennt, dass es von Anfang an harten Streit um den richtigen Weg der Verkündigung und des Gemeindeaufbaus gegeben hat, mit der Exkommunikation als Ultima Ratio (Gal 1,6-9).

Die Apostelgeschichte intoniert nicht den Triumphmarsch der Weltmission, sondern zeigt die menschlich-allzumenschlichen Schwächen derer, denen Jesus seine Botschaft anvertraut hat, vom Leugner Petrus, der doch ein Bekenner, bis zum Verfolger Paulus, der doch ein Verkünder geworden ist. Das Ende der Apostelgeschichte ist offen: Die große Mehrheit der Juden Roms wird nicht überzeugt, und wie der Prozess gegen Paulus vor dem Kaiser ausgeht, wird nicht erzählt; der Konflikt schwelt weiter.

### III.

Die weitere Geschichte zeigt eine hohe Ambivalenz. Einerseits belegt jedes Krankenhaus, jeder Kindergarten, jede Sozialstation die außerordentlichen Humanisierungseffekte des Christentums. Von den Seligpreisungen über die Segnung der Kinder bis zum Samaritergleichnis und weit darüber hinaus reichen die Impulse Jesu, coram Deo die Würde und das Recht, wie man philosophisch und juristisch sagen kann, eines jeden Menschenkindes zu achten, jung oder alt, reich oder arm, gesund oder krank, geboren oder ungeboren. Die Geschichte des Sozial- und Rechtsstaates gehört in die Wirkungsgeschichte des Christentums. „Bildung“ ist ein genuin christliches Wort. „Freiheit“ hat durch das Christentum die Hoffnung gewonnen, am Tod nicht zu enden.

„Gott ist Liebe“ (1 Joh 4,8.16), kann nur sagen, wer den einen Gott als Vater, als Sohn, als Heiligen Geist glaubt; deshalb kann mit festem Glauben geschrieben werden: „Wer sagt: ‚Ich liebe Gott‘, und seinen Bruder hasst, ist ein Lügner; denn wer seinen Bruder nicht liebt, den er gesehen hat, kann Gott nicht lieben, den er nicht gesehen hat. Und dieses Gebot haben wir von ihm: Wer Gott liebt, liebt auch seinen Bruder“ (1 Joh 4,20-21). Das ist die Summe biblischer Theologie, der Glutkern christlichen Glaubens, der Auftrieb menschlicher Ethik.

Andererseits ist das Antlitz Europas durch Religionskriege tief verwundet, die unter Christenmenschen mit Berufung auf Gott ausgetragen worden sind; es ist



Foto: Gerd Pfeiffer

Zwei große Theologen: Joseph Ratzinger 1979 beim 75. Geburtstag von Karl Rahner.

durch Ehen von Thron und Altar stellt, die angeblich den Glauben fördern, tatsächlich aber die Macht sichern sollten, meist unter aktiver Beteiligung von Kirchen. In diesem Jahr richtet sich der Blick auf die Reformation wie die katholische Reform und nicht nur auf ihre hellen, sondern auch auf ihre dunklen Seiten – mit den gewaltsamen Ausbrüchen angeblich heiligen, tatsächlich blasphemischen Hasses, der bis hin zum Nordirlandkonflikt immer wieder auf-

lodert, und mit ihrem konfessionellen Konformitätsdruck, der bis in unsere Tage Unfrieden in Familien stiftet. Über der Spaltung der lateinischen darf aber das Auseinanderdriften der orthodoxen und der römischen Christenheit nicht vergessen werden, das ein halbes Jahrtausend früher manifest geworden ist und gleichfalls eine Spur der Gewalt zieht; noch die Balkankriege ausgang des 20. Jahrhunderts und die Ukraine-Krise heute sind von den Folgen nicht frei.

Zwar werden Soziologen, Politologen und Ökonomen nicht müde, soziale, politische beziehungsweise ökonomische Ursachen als weit wichtiger denn religiöse für die Entstehung aggressiver Konflikte und für die Exklusion Anderer einzuschätzen. Aber so wenig theologische Faktoren isoliert werden können – die christlichen Kirchen sollten sich nicht mit solchen Theorien beruhigen. Denn sie trauen dem Glauben auch keine Problemlösung zu. Wenn die Kirchen selbstkritisch bleiben, müssen sie bekennen, dass gerade der Glaube, der durch den Heiligen Geist die Kraft hat, jede Grenze zu überschreiten und jeden Hass in Liebe zu verwandeln, in der Hand der Menschen zu einer Waffe werden kann, die anderen ins Gesicht schlägt, weil sie nicht die wahre Religion, nicht die echte Moral oder auch nur nicht das richtige Gesangbuch haben.

Mit der Einsicht in diese Versuchung, die gerade die Kehrseite der Verheißung wahrer Gottesliebe ist, und mit dem Bekenntnis des eigenen Versagens beginnt jene Versöhnung, die der Christenheit aufgetragen, zu der sie aber auch selbst aufgerufen ist, weil sie sich ihr ganz und gar verdankt. „Gott war in Christus“, schreibt Paulus den Korinthern, „da er die Welt mit sich versöhnt hat, der er ihnen ihre Übertretungen nicht anrechnet und unter uns das Wort der Ver-

söhnung aufgerichtet hat“ (2 Kor 5,19). Aus diesem Glaubensbekenntnis zieht der Apostel die Schlussfolgerung: „So sind wir nun Gesandte an Christi statt; wie Gott durch uns mahnt; für Christus bitten wir: Lasst euch mit Gott versöhnen“ (2 Kor 5,20).

Polytheistische Religionen, wie Europa sie vor dem Christentum kannte, sehen keine Möglichkeit der Versöhnung, sondern die ewige Wiederkehr des Gleichen. Opfer dienen dazu, eine zürnende Gottheit zu besänftigen oder eine höhere Macht gar nicht erst auf böse Gedanken kommen zu lassen. Denn die Vielzahl der Götter erhöht gerade nicht, wie die Moderne es gerne an den Himmel projiziert, die religiösen Wahlmöglichkeiten, sondern im Gegenteil die Zahl religiöser Pflichten, immer in der Angst, die Aufmerksamkeit, die der einen Gottheit gezollt wird, könne den Neid der anderen erregen. Eine Versöhnung, die mit der Vergangenheit abschließt und einen neuen Anfang eröffnet, gibt es aber im Horizont des Monotheismus, weil diese Versöhnung die Dimensionen einer neuen Schöpfung hat (2 Kor 5,17). Die christologische Konkretion und die pneumatologische Transzendenz des Monotheismus erhellen, dass die Versöhnung nicht nur höchster göttlicher Heilswille, sondern zugleich tiefste menschliche Anteilnahme ist. Aus diesem Grund braucht Europa, braucht die Welt, die an der Möglichkeit einer tiefen Versöhnung nicht verzweifeln will, die unverkürzte Verkündigung des Evangeliums von Gottes Gerechtigkeit und Barmherzigkeit. Dass es in der orthodoxen, der evangelischen, der katholischen Theologie unterschiedliche Ansätze und Denkformen gibt, ist kein Schaden, sondern ein großer Reichtum, der im Zuge der europäischen Einigung besser miteinander geteilt werden kann als im Zeichen des Nationalismus.



Katholisch und Evangelisch im Gespräch: Professor Thomas Söding (li.) und Dr. Gottfried W. Locher.



Begrüßte die Gäste: Prof. P. Dr. Stephan Horn SDS, Vorsitzender der Joseph Ratzinger Papst Benedikt XVI.-Stiftung.

schen zu lieben, wie sie sind, damit sie nicht bleiben, die sie sind, sondern neue Menschen werden können – und die Boten des Evangeliums mit ihnen. Europa ist heute der Kontinent, in dem niemand zum Glauben gezwungen wird und mehr Menschen als anderswo säkulare Welten entwerfen, in denen sie leben wollen. Für die Kirchen ist diese Freiheit keine Bedrohung, sondern eine Chance, auf den Glauben zu setzen, ohne das Fragen zu vergessen, und auf das Fragen, ohne das Glauben zu verdrängen.

#### IV.

Freilich wird diese Chance verspielt, wenn die Kirchen selbst nicht miteinander versöhnt sind: wenn die Katholiken nicht anerkennen wollen, dass es guten Glaubens auch Evangelische wie Orthodoxe gibt und vice versa. Diese Anerkennung aber zählt nur, wenn sie nicht letztlich aus Gleichgültigkeit, sondern aus Glaubenserkenntnis erfolgt. Das ist die Stunde der Ökumene. Sie ist in Europa entstanden; sie ist auch im Kontinent mit den vielen Katholiken, Protestanten und Orthodoxen, mit den vielen religiösen Analphabeten, mit den antichristlichen Diktaturen des 20. Jahrhunderts von besonderer Wichtigkeit.

Faule Kompromisse stiften neuen Unfrieden. Eine Ökumene, die nur den status quo absegnet, braucht niemanden zu interessieren. Aber eine Ökumene, die, wie es in der Bibel grundgelegt wird, die Kirche zur Umkehr ruft und eine Einheit sichtbar werden lassen will, die auf der gemeinsamen Anteilhabe an Jesus Christus selbst beruht, hat eine außerordentliche Bedeutung, nicht nur für die Kirche, sondern für ganz Europa

und darüber hinaus. In seinem Werk „Schauen auf den Durchbohrten“ schrieb Joseph Ratzinger 1984: „Die Einheit der Kirche, die auf die Liebe des einen Herrn gegründet ist, zerstört nicht das Eigene der einzelnen Gemeinden, sondern baut und hält sie als wirkliche Kommunion mit dem Herrn und untereinander“.

Es gibt eine „Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa“; es gibt auf katholischer Seite den „Rat der Europäischen Bischofskonferenzen“ und die „Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Gemeinschaft“; es gibt in Brüssel ein Büro der orthodoxen Kirchen; es gibt, ohne die katholische Kirche, die „Konferenz Europäischer Kirchen“; es gab, mit katholischer Beteiligung, die ökumenischen Versammlungen in Basel (1989), Graz (1997) und Sibiu (2007). Das ist nicht wenig. Gleichwohl fehlt es an einer klaren Stimme der vereinten Christenheit auf dem europäischen Kontinent – weil es an einer überzeugenden Botschaft oder weil es an effektiver Organisation fehlt? Nach Jahrhunderten der Entfremdung und der Anfeindungen hat längst die Stunde der Versöhnung geschlagen. Es ist eine große Aufgabe, die vorhandenen Strukturen zu reformieren und die erreichte Versöhnung in einer Einheit sichtbar werden zu lassen, die Gläubige wie Ungläubige erkennen können. Dass Versöhnung möglich ist, wenn sie auf Gott gründet, weil er durch jedes Ende hindurch Zukunft schenkt, ist die entscheidende Botschaft – und dass die Kirchen mit gutem Beispiel vorangehen, ihre genuine Berufung.

Ohne christliche Politiker wie Robert Schumann, Alcide de Gasperi und Konrad Adenauer hätte es die europäische



Ein Grußwort an die Teilnehmer richtete auch Dr. Christian Schaller, Stellvertretender Direktor des Instituts Papst Benedikt XVI.

Friedensunion nicht gegeben. Ohne das Christentum verliert Europa seine Seele. Mit dem Christentum kann es sich so entwickeln, dass es nicht nur eine Wirtschafts-, sondern eine Wertegemeinschaft ist, die sich der irdischen Gerechtigkeit verpflichtet weiß, ohne sie mit der himmlischen zu verwechseln. Europa braucht die spirituellen und ethischen Ressourcen der Christenheit dringender denn je. □

## Vom Bit zum Boden

### Perspektiven der Bioökonomie

Was ist Bioökonomie und welche Chancen bietet dieses Zukunftsfeld bei der Abkehr von der Nutzung fossiler Rohstoffe und einer schrittweisen Transformation zu einer nachhaltigen biobasierten Wirtschaftsweise? Anhand aktueller Beispiele, etwa der digitalen Landwirtschaft oder dem Forschungsobjekt Boden, diskutierten Fachleute diese Fragen auf der Veranstaltung „Vom Bit zum Boden. Perspektiven der Bioökonomie“. Auf dem Podiumsgespräch am 16. Mai 2017 diskutierten Prof. Dr. Dr. h.c. Ingrid Kögel-Knabner von der TU München und Mitglied im Bioökonomierat von acatech, Jörg Migende von der BayWa AG und Prof. Dr. Markus Vogt von der LMU München, der auch Mitglied im Sachverständigenrat Bioökonomie Bayern ist. Die Moderation bei dieser Kooperationsveranstaltung von „acatech“, der Deutschen Technikakademie, und der Katholischen Akademie Bayern hatte PD Dr. Marc-Denis Weitze von acatech. Das Expertengespräch fand im Rahmen der Reihe „acatech am Dienstag“ im acatech Forum am Karolinenplatz statt. Neben den technischen Fragen standen auch ethische und gesellschaftliche Dimensionen zur Debatte.

Eine ausführliche Dokumentation erfolgt in der kommenden Ausgabe.



Foto: acatech

Das Podium: Markus Vogt, Jörg Migende, Ingrid Kögel-Knabner und Marc-Denis Weitze (v.l.n.r.).

# Einheit in Vielfalt.

## 7 Thesen zu Wunsch und Wirklichkeiten

Gottfried Wilhelm Locher

**I. Erste These:** Europa ist der Versuch, Disparates als Einheit zu denken

Europa steht für eine Idee, die sich aus unterschiedlichen Quellen speist: die Philosophie und Kunst Athens, das Recht Roms und die Religion Jerusalems. Die Eigenart Europas besteht in der Synthetisierung verschiedener Adaptionen. Deutlicher noch zeigt sich bei dem häufig synonym verwendeten Begriff Abendland, dass von Europa/Abendland besonders dann die Rede war, wenn sich der Westen vom orientalischen Osten bedroht sah.

**II. Zweite These:** Verschiedenheit ist der kulturell-politische Normalfall, Einheit eine von kirchlicher Universalität abgeleitete Wunschvorstellung

Die Rede vom christlichen Europa oder Abendland wird missverstanden, wenn damit ausschließlich auf eine bestimmte kulturelle Ausprägung eines übernationalen geographischen Raumes fokussiert wird. Vielmehr handelt es sich um einen Pleonasmus in dem Sinne, dass sich die Idee von Europa einem aus der Kirche übernommenen Einheitsgedanken verdankt. Von Europa zu sprechen bedeutet also, die christliche Vorstellung von der Universalität der Kirche auf ein politisches Gebilde zu übertragen. Diese Übertragung war so lange evident, wie Kirche und Staat als – wie auch immer gedachte – Einheit verstanden wurden. Einem säkularen Europa kommt mit dem Abbruch dieser Verbindung das – oder mindestens: ein – seine Einheit legitimierendes Fundament abhanden. Einer De-Christianisierung Europas geht deshalb die De-Christianisierung des einheitlichen Europagedankens voraus.

**III. Dritte These:** Ein christliches Europa ist zuerst eine ekklesiologische Aufgabe, dann erst eine politische

Unter den Bedingungen eines neuzeitlichen Staatsverständnisses, das den religionsneutralen demokratischen Rechtsstaat in pluraler Gesellschaft voraussetzt, kann die Frage der religiösen gesellschaftlichen Orientierungen nicht mehr an den Staat delegiert werden. Vielmehr geht es um die Präsenz und Profilierung der christlichen Kirchen in der europäischen Gesellschaft, ihrer Kultur und ihrer Wertesysteme. Zu dem alten Nord-Süd-Gefälle zwischen stärkerer Säkularität in den Ländern des Nordens und einer vor allem katholischen Präsenz in den Mittelmeerländern ist seit 1989 ein West-Ost-Gefälle hinzugetreten zwischen einem Laizismus in Frankreich und einer teilweise stark nationalistisch verankerten und häufig orthodox geprägten Kirchlichkeit – die auch auf andere Konfessionen abfärbt – in Osteuropa. Nationale Identität, politisches und gesellschaftliches Selbstverständnis einerseits und kirchliche Identitäten einschließlich ihrer politischen Theologien andererseits korrelieren in komplexer Weise miteinander.

Wird die Frage nach dem (bestimmter Singular!) christlichen Europa ernst genommen, und nicht auf die Frage reduziert, auf welche Weisen sich Christlichkeit in den europäischen Ländern artikuliert, dann stellt sich notwendig



Dr. Gottfried W. Locher, Geschäftsführender Präsident der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa, Bern

die Frage nach der Einheit der Träger der Christlichkeit in den europäischen Nationen.

Europa suggeriert eine Unität, wie auch die Rede von Christentum und christlich in politischen Kontexten den Einheitsgedanken voraussetzt. Der Ausdruck christliches Europa transzendiert insofern konsequent eine konfessionelle Sicht von der Pluralität der Formen gelebter Christlichkeit. Wie der Europagedanke das Gemeinsame hinter der inneren Pluralität liberal-demokratischer Staaten sucht, verweist das Attribut christlich auf das Einigende hinter den konfessionellen Ausdifferenzierungen.

**IV. Vierte These:** Ein christliches Europa bedingt erkennbare kirchliche Einheit

Die Rede von der wahren Einheit der Kirche zielt nicht auf ein eschatologisches Telos, sondern auf eine christologisch-ontologische Entsprechung. Die wahre Einheit der Kirche ist kein Zustand, der als noch Ausstehender erst herzustellen wäre, sondern ist mit dem Christusereignis Wirklichkeit geworden. Es geht ekklesiologisch darum, dieser Wirklichkeit der Kirche zu entsprechen und eschatologisch um ihre Vollendung angesichts ihres irdischen Seins als *corpus permixtum*. Die ekklesiologische Frage lautet also: Wie entspricht die sichtbare Kirche im Hier und Jetzt ihrem christologisch bestimmten Sein?

Die Einheit der sichtbaren Gestalt der Kirche ist so wirklich, wie ihre konfessionellen Gestalten zu den *Adiaphora* von Kirche werden. Die hier in München habilitierte lutherische Theologin Christine Axt-Piscalar resümiert: „Von der katholischen Kirche habe ich gelernt [...], dass die Kirche Instrument und Werkzeug für und an der Einheit der Menschheit ist. Von den schweizerischen Eidgenossen wiederum habe ich gelernt, dass Einheit innerhalb der Eidgenossenschaft nur dann gelingt, wenn der Kantonsgeist seine angemessene Anerkennung erfährt; und dass ebenso die Europäische Union nur dann ge-

wollt werden kann, wenn sie die Eigenständigkeit der Mitgliedstaaten weitest möglich anerkennt.“

Darin kommt entgegen dem ersten Anschein eher eine Problemanzeige denn eine pragmatische Lösungsstrategie zum Ausdruck. Denn die Sichtbarkeit der Einheit wird abhängig gemacht von der freiwilligen Zustimmung ihrer Teile.

Damit ist die real existierende ökumenische Lage in Europa jedenfalls nicht schlecht beschrieben. Der Zustand der kirchlichen Ökumene gibt zu Optimismus im Blick auf eine politische Adaption wenig Anlass. Analog erscheinen die Debatten um christliche europäische Werte wie ärmliche Schwundstufen einer verlorengegangenen Idee. Die alte Einheitsidee verdankte sich keiner verbindenden Werthaltungen, zu der sich Staaten oder Bevölkerungen bekennen oder verhalten mussten. Vielmehr kam die Einheit der Politik von außen, insofern sie von der Universalität der Kirche abgeleitet war, die als Schöpfung des Wortes Gottes den Einheitsgedanken wiederum als Gottesprädikat auswies. Es mag für unsere Ohren befremdlich klingen, aber die Idee von einem einheitlichen Europa ist vermutlich ohne erkennbare Einheit der ganzen christlichen Kirche nicht zu haben.

**V. Fünfte These:** Das Einheitsverständnis der Kirche unterscheidet sich von jeder politischen Einheitsvorstellung

Die Behauptung Karl Barths in seinem Werk „Christengemeinde und Bürgergemeinde“, dass die Kirche eine Vorbildfunktion für den in geistlichen Dingen blinden Staat hat, der selbst über kein Ziel verfügt, sondern nur Selbsterhaltung im Sinne der Verfassungsbestimmung setzt, weist der Kirche eine staatstragende Bedeutung zu, die sie zugleich deutlich gegenüber den eigentlichen Staatsaufgaben abgrenzt. Staaten kennen Solidarität und eine von vertraglicher Regelung geprägte Einheit. Eine essentielle Einheit jedoch, wie sie die Kirche für sich selber aus dem biblischen Zeugnis ableitet, bleibt der europäischen Politik fremd. Politische Systeme können ihren Willen zur Einheit deklarieren, sie begründen aber nicht wie die Kirchen ihre Existenz und Bestimmung aus der Einheit. Zugespitzt: Staaten können Einheit anstreben und partikular herstellen, Kirchen können

ihre konstitutive Einheit bloß verfehlen. Staat und Kirche betrachten die Frage der Einheit somit aus diametral entgegengesetzten Perspektiven.

**VI. Sechste These:** Der protestantische Einheitsbegriff unterscheidet sich vom katholischen, mindestens in der Anwendung

Auf Seiten der Protestanten gilt die Formel Einheit in Vielfalt. Um die konfessionell verfasste Kirchengemeinschaft gemäß Absatz 29 der „Leuenberger Konkordie“ zu ermöglichen, unterscheidet die Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) zwischen Grund, Gestalt und Bestimmung der Kirche. Absatz 29 heißt im Wortlaut: „Kirchengemeinschaft im Sinne dieser

*Die alte Einheitsidee verdankte sich keiner verbindenden Werthaltung, zu der sich Staaten oder Bevölkerungen bekennen oder verhalten mussten.*

Konkordie bedeutet, dass Kirchen verschiedenen Bekenntnisstandes aufgrund der gewonnenen Übereinstimmung im Verständnis des Evangeliums einander Gemeinschaft an Wort und Sakrament gewähren und eine möglichst große Gemeinsamkeit in Zeugnis und Dienst an der Welt erstreben.“

Die Vielfalt der Gestalten wird gerahmt durch den einheitsstiftenden Grund respektive die einheitsstiftende Bestimmung. Diese attraktive Konstruktion setzt allerdings die kategorische Unterscheidung zwischen sichtbarer und geglaubter Kirche voraus: Pluralität des Sichtbaren, Unität der Geglaubten. Dahinter steckt die alte reformatorische und dann in der Orthodoxie intensiv debattierte Frage nach den *Adiaphora*. Was ist für das Sein der Kirche wesentlich und wo können unterschiedliche Ansichten bestehen, die das Sein der Kirche nicht verleugnen? Die Idee lässt sich so zusammenfassen: „Die eine geglaubte Kirche (Singular) ist in unterschiedlich geprägten Kirchen (Plural) verborgen gegenwärtig“, so Ulrich H. J. Körtner. Immerhin schränkt Die GEKE ein, „dass diese Gemeinschaft ihren Grund und ihre Bestimmung nicht



P. Stefan Horn SDS (re.) war ein gefragter Gesprächspartner während der beiden Tage.



Foto: kna

Auf seiner Deutschlandreise im Jahr 2011 war die Ökumene für Papst Benedikt XVI. ein Schwerpunkt. Er traf sich am 23. September mit Vertretern des Rates der Evangelischen Kirche in

Deutschland im Kapitelsaal des Augustinerklosters in Erfurt. Sein Gastgeber war der Vorsitzende des Rates der EKD, Nikolaus Schneider.

selbst hat, dass deshalb ihre Gestalt nicht beliebig ist und sie ihre geschichtlichen Aufgaben nicht eigenmächtig setzen kann“.

**VII. Siebte These:** Bis auf weiteres fehlt in Europa eine ökumenisch breit abgestützte Vorstellung vom Begriff der kirchlichen Einheit

Und nun etwas ekklesiologische Selbstkritik. Wird nämlich gefragt, woran sich die geschichtlichen Aufgaben der Kirche zu orientieren habe, beißt sich die ekklesiologische Katze in den Schwanz und landet wieder bei Artikel 7 der „Confessio Augustana“. Michael Weinrich macht in dem Zusammenhang auf die „Gefahr des stillschweigenden Einverständnisses mit der Diskrepanz zwischen Grund und Gestalt beziehungsweise zwischen der vom Bekenntnis annoncierten geglaubten Kirche und der von uns zu gestaltenden geschichtlichen Kirche“ aufmerksam. Aus lutherischer Sicht kann immerhin gesagt werden, dass mit dem *satis est* die „Bedeutung des kirchlichen Amtes [...], die Frage des in bestimmter Weise geordneten kirchlichen Amtes nicht verabschiedet [...], wohl aber in seiner Bedeutung für die Erklärung von Kirchengemeinschaft angemessen relativiert“.

Liest man die Texte in dem anlässlich des Jubiläums herausgegebenen Sammelband „40 Jahre Leuenberger Konkordie“, springt sofort die Heterogenität der Gemeinschaftsverständnisse ins Auge. Die Kirchengemeinschaft ist sich offensichtlich uneinig darüber, worin ihre Einheit besteht. Der von Harding Meyer in die Welt gesetzte Slogan „Einheit in versöhnter Verschiedenheit“ taucht in der Konkordie selbst nicht

auf, sondern begegnet erst später. Die Formulierung ist in mehrfacher Hinsicht verunglückt, denn 1. bleibt unklar, worauf sich Versöhnung und Verschiedenheit beziehen; 2. worin sich eine versöhnte von einer unversöhnten Verschiedenheit unterscheidet. Was ist denn das Versöhnliche an einem Verhältnis, das verschieden bleibt?; 3. wie die Verschiedenheit bestimmt werden kann, deren Versöhnung offenbar eine bestimmte Form von Einheit ermöglicht, wobei diese Möglichkeit von dem immer schon Gestiftet-Sein der Einheit streng unterschieden werden muss; und 4. wer das Subjekt der Versöhnung ist?

Mit Weinrich ist daran zu erinnern, dass „die zu erstrebende Einheit der Gemeinschaft niemals eine andere sein kann, als die immer schon gegebene, als solche aber überaus fahrlässig und folgenreich verdunkelte Einheit.“ Zudem diagnostiziert Weinrich eine schleichende Re-Konfessionalisierung, die nebenbei bemerkt einer politischen Re-Nationalisierung in Europa korrespondiert, bei der „der Akzent von der Versöhnung auf die Verschiedenheit übergeht. Die Verschiedenheit taugt wenig als ökumenischer Zentralbegriff, so sehr sie zweifellos in der Gemeinschaft ihren Raum beanspruchen darf“, fährt Weinrich fort.

Der Wechsel der Begriffe schafft noch keine neuen Verhältnisse. Das paulinische Bild von der christlichen Gemeinde in der Doppelbestimmung als Leib Christi und mit Christus als Haupt ist keine soziologische, sondern eine ontologische Kategorie, die sich instruktiv am Friedensbegriff von Augustinus im XIX. Buch von „De civitate Dei“ explizieren ließe. Die wohlgeordnete Anatomie wird als ontologischer Zustand der Pax verstanden, das heißt die richtige

Positionierung der Gliedmaßen ergibt sich aus der ontologischen Ordnung des Ganzen. Das Ganze ist also nicht bloß systemtheoretisch mehr als seine Teile, sondern die Teile werden konstituiert durch das Ganze. Vielfalt ist die Form der Ganzheit und die Ganzheit ergibt sich nicht aus der Summe ihrer Teile. Freilich wäre der Ausdruck Vielfalt zum katholischen Begriff der Fülle – es heißt, der katholischen Kirche sei die Fülle der Gnade und Wahrheit anvertraut – in Beziehung zu setzen. Verschiedenheit ist also Ausdruck des unvollendeten Projekts der Aufklärung. Vielfalt steht dagegen für eine im eigentlichen Sinne postkonfessionelle Gestalt der Kirche.

Genug der Selbstkritik – wichtig ist und bleibt: Wenn die Kirchen von Einheit und Einheitssuche sprechen, dann sprechen sie bis auf weiteres von etwas, das sie nicht eint, sondern trennt. Hier gilt es anzusetzen. Der erste Schritt ist, so scheint mir, Ehrlichkeit in der Sache, was ich hiermit versucht habe. Und der zweite Schritt? Darüber muss disputiert werden.

#### VIII. Schluss

Am 18. April 2005 begann in Rom das Konklave. Fünf Tage vorher veröffentlichte die Süddeutsche Zeitung einen Artikel von Kardinal Ratzinger. „Die Seele Europas“, lautete der Titel. Der Kardinal schreibt: „Wie soll es weitergehen? Gibt es in den gewaltigen Umbrüchen unserer Zeit eine Identität Europas, die Zukunft hat und zu der wir von innen her stehen können? [...] Gewiss, wir können und sollen vom Heiligen der anderen lernen, aber es ist gerade vor den anderen und für die

anderen unsere Pflicht, [...] Gesicht des Gottes zu zeigen, der uns erschienen ist – des Gottes, der sich der Armen und Schwachen, der Witwen und Waisen, des Fremden annimmt; des Gottes, der so menschlich ist, dass er selbst ein Mensch wurde, ein leidender Mensch, der mit uns mitleidend dem Leiden Würde und Hoffnung gibt. Wenn wir dies nicht tun, verleugnen wir die Identität Europas – und versagen den Anderen einen Dienst, auf den sie Anspruch haben. [...] Das Abendland braucht, um zu überleben, eine neue, kritische Annahme seiner christlichen Kultur.“

Sechs Tage später ist der Autor dieser Zeilen Papst, Papst Benedikt XVI. Zum Gesicht der weltweiten Kirche wird nun ein Mann, der wie nur wenige in der Kirchengeschichte atemberaubend luzide Theologie mit liturgisch verorteter sakramentaler Existenz und zu wenig beachteter, aber aus allem Geschriebenen leuchtender menschenfreundlicher Seelsorge verbindet.

Für all das sind wir heute, an dieser Feier zum 90. Geburtstag, überaus dankbar, an erster Stelle natürlich dem Jubilar selber, Benedikt dem Hirten und Kirchenlehrer. Dankbar sind wir aber auch demjenigen, der ihn geschaffen, geführt und bis zum heutigen Tag behütet hat, dem, in dessen Nachfolge Benedikt so unmissverständlich stand und steht: dem uns allen in die Nachfolge rufenden einen Herrn und Gott, Jesus Christus. □

Zur besseren Lesbarkeit wurde bei der Druckfassung des Textes für unsere Zeitschrift auf die Fußnoten verzichtet.

**alpha**<sup>1</sup>  
ARD Bildungskanal

#### Die Katholische Akademie in alpha-lógos

Ausgewählte Veranstaltungen der Katholischen Akademie Bayern sind regelmäßig in ARD-alpha, dem deutschlandweiten Bildungskanal des Senderverbundes, zu sehen. Die journalistisch aufbereiteten 45-minütigen Beiträge werden vierzehntägig in der Reihe „alpha-lógos“ am Sonntagabend, jeweils von **19.15 bis 20 Uhr**, gesendet. Sie bieten Originalauszüge aus den Vorträgen und Diskussionen, Interviews mit den Referenten sowie vertiefende Informationen.

Die Sendungen der Reihe werden vierzehntägig sonntags, jeweils um **13 Uhr**, wiederholt. Gezeigt wird immer der Beitrag, der in der Vorwoche um 19.15 Uhr zu sehen war.

#### Noch ein Hinweis

Die Sendungen der „alpha-lógos-Reihe“ sind jeweils ein Jahr lang auch auf der Homepage von ARD-alpha abzurufen und können damit jederzeit auf dem heimischen Computer gesehen werden.

Die Internetadresse lautet:  
<http://www.br.de/fernsehen/br-alpha/sendungen/logos/logos104.html>

Eine aktualisierte Programmvorschau finden Sie unter  
<http://mediathek.kath-akademie-bayern.de/akademie-bei-br-alpha.html>

# Schritte auf dem Weg zur Einheit der Kirchen

Bischof Andrej Čilerdžić

Ich begrüße dieses von der Katholischen Akademie Bayern, der Joseph Ratzinger Papst Benedikt XVI. Stiftung und dem Papst Benedikt Institut ange-regte gemeinsame Nachdenken über das Thema „Europa – christlich?“, weil es eine Hoffnung ausspricht, der wir uns anvertrauen können und dürfen, und daher habe ich die Einladung zu dem Gespräch sehr gerne angenommen. Angesichts meiner jahrzehntelangen Verbundenheit mit der Ökumene neh-me ich auch gerne die Gelegenheit wahr, auf das Thema zu antworten und damit meine eigene ökumenische Beru-fung zu verknüpfen.

## I.

Die fortdauernde Trennung unter den Kirchen wurde damals und wird auch heute noch als Skandal beklagt und als Schuld bekannt. Im festen Willen bei-einander zu bleiben und zusammenzu-wachsen gilt für die Ökumene – nach wie vor – die Pluralität der Konfessionen zu akzeptieren, als zentrale Ver-pflichtung bei der Suche nach Einheit der getrennten Kirchen. Schmerzhaft Erinnerungen sollen durch Buße, Verge-bung und Bereitschaft zur Revision beidseitiger Bilder verarbeitet und ge-heilt werden.

Die Kirche ist im Hinblick auf das kommende Reich Gottes berufen, ein Zeichen für die zukünftige Einheit der Menschheit zu sein. Aber unsere mo-derne säkulare Gesellschaft – manche nennen sie eine zerrissene Welt – ver-nimmt diese Berufung der getrennten Christenheit heute mit Skepsis und ver-weist auf eigens hervorgebrachte Mittel der Vereinigung, die oft wirksamer er-scheinen. Dem Außenseiter seinerseits erscheinen die Kirchen ihrerseits zu schwach, irrelevant und zu sehr mit ih-ren eigenen Angelegenheiten beschäf-tigt.

Gott hat indessen bereits in der Ge-schichte das Werk des Einsammelns be-gonnen. Sein jetzt für uns noch verhüll-tes mystisches Werk erreicht seine Voll-endung, wenn es am Ende aller Zeiten schließlich enthüllt wird. Das Ziel der ökumenischen Suche nach voller Ge-meinschaft ist erreicht, wenn alle Kir-chen einander die Kirche Christi als ei-nen Leib erkennen können. Von An-fang an war es die Rolle der Orthodoxen innerhalb der Ökumene, Zeugnis abzulegen für die Existenz und Traditi-on der ungeteilten Kirche der ersten Jahrhunderte. Die Einheit der Kirche manifestierte sich im 1. Jahrtausend schon derartig, dass sie reichlich Raum geboten hat für Verschiedenheit und of-fene Gegenüberstellung unterschiedli-cher Interessen und Überzeugungen. Für die Ökumene ergibt sich die Ver-pflichtung, immer neu diesen Raum zu öffnen, damit der Geist Gottes unter uns wirken kann. Unsere suchende Welt soll ja ohne Schaden die gute Nachricht des Evangeliums hören.

Im Rahmen der ökumenischen Ver-antwortung steht für die einen die Be-mühung um kirchliche Einheit eindeu-tig im Vordergrund, für die anderen ist aber die Ausrichtung auf das christliche Zeugnis und den Dienst in der weltwei-ten Ökumene von vordringlicherer Be-deutung. Die Spuren der Spannungen in der Geschichte der ökumenischen



Andrej Čilerdžić, Bischof von Öster-reich, Schweiz und Italien der Serbisch-Orthodoxen Kirche, Wien

Bewegung sind keineswegs verschwun-den, jedoch ein tieferer Blick in die öku-menischen Vertrautheiten der Orthodo-xen, Katholiken und Christen der refor-matorischen Tradition lassen erkennen, dass die ökumenische Bewegung über ein beachtliches Potential an Konflikt-bearbeitung verfügt.

Wird es nun der Ökumene im Blick auf Europa im 21. Jahrhundert gelingen, die tief liegende Spaltung zwischen den christlichen Konfessionen zu überwin-den und die drei Traditionen des Katho-lizismus, der Orthodoxie und der refor-matorischen Kirchen zusammenzubin-den? Wird der Dialog zwischen den drei großen christlichen Traditionsströ-mungen, welche doch die europäische Geschichte und Kultur so sehr bestimmt haben, fruchtbar werden? Sehen sich Christen von heute in der Lage, über die Bedeutung ihrer Mitarbeit in der Ökumene Auskunft zu geben? Wie set-zen wir uns in einer stark pluralisti-schen Welt gemeinsam als Kirchen für die Ökumene als Mission und Evangeli-sation ein?

Bevor ich auf diese zentralen Fragen eingehe, sei die im Jahre 1920 vom Pa-triarchat Konstantinopel veröffentlichte Enzyklika „An die Kirchen Christi in der ganzen Welt“ vorausgestellt. Es han-delt sich um ein Dokument der Ortho-doxen Kirche, mit dem die Orthodoxen bei der Gestaltung der modernen öku-menischen Bewegung eine führende Rolle spielen. Wenn auch manche Or-thodoxe dieser Einsatzbereitschaft mit Zurückhaltung begegneten, so war es einer der berühmtesten und verehrtes-ten orthodoxen Theologen des 20. Jahr-hunderts, Vater Georgij Florovskij, der sich als Sprecher der Orthodoxie in der ökumenischen Gemeinschaft durchsetzte. Für Florovskij stellt die Teilnahme am ökumenischen Gespräch „eine Ver-pflichtung dar, die dem Kern des ortho-doxen Selbstverständnisses entspricht“. Solch eine Teilnahme wäre keine Revo-lution in der Geschichte der Orthodo-xie, sondern eine natürliche Konse-quenz des beständigen Betens der Kir-che für die Einheit aller. Die orthodoxe

Kirche muss in Angelegenheiten, die mit der Förderung der christlichen Ein-heit in der heutigen Welt zu tun haben, einen zentralen Platz einnehmen. Auch die Kirchenväter, mahnt Florovskij, strebten danach, den apostolischen Glauben an neue geschichtliche Gege-benheiten und lebensnotwendige Her-ausforderungen anzupassen. Florovskij war auch einer der Autoren der bedeu-tenden 1950 verabschiedeten Toronto-Erklärung, die manche orthodoxe Be-denken an der Notwendigkeit der Öku-mene ausräumte. In der Folgezeit, als auch viele Orthodoxe in den Westen emigrierten, begann eine gewaltige Ar-beit in interkirchlichen Institutionen, die heute zu Beginn des 21. Jahrhun-derts in einem dichten Netz verflochten sind. Dieses dichte Netz will ein Raum sein, in dem sich die ökumenischen Suchprozesse der Orthodoxen, Katho-liken und Christen der reformatorischen Tradition entwickeln sollen. Durch eng verknüpfte, auf einander bezogene Strukturen soll zur Koordination öku-menischer Aufgaben der heutigen Zeit das Bewusstsein zu wechselseitiger Ver-antwortung und Rechenschaftspflicht verstärkt werden.

## II.

Während sich der Einigungsprozess auf internationaler Ebene durchsetzt, muss sich Vergleichbares in den zwi-schenkirchlichen Beziehungen entwi-ckeln. In einer Phase der Suchbewe-gung nach tragfähiger Ordnung für das Zusammenleben der europäischen Ge-sellschaften und Kulturen hinkt eine ge-spaltene Christenheit noch zu sehr hin-ter der internationalen Gemeinschaft her. Sollen denn die Kirchen aus ihrer wechselseitigen institutionellen Isolie-rung herausgerufen werden? Soll dies vom Staat oder von der Gesellschaft her geschehen? Ist dies nicht Sache der Kir-chen selbst?

Vor unseren Augen können wir den fortschreitenden Prozess einer Ent-kirchlichung der Gesellschaft miterle-ben, in der sich Menschen auf das Le-ben in einer multikulturellen, komple-xen und pluralen Welt einstellen. Im veränderten europäischen Kontext soll-te das Kirchesein nicht als totale Ableh-nung des Prozesses der Globalisierung wahrgenommen werden, sondern ge-radezu als Kraft der Transformation, auf der gemeinsamen Suche nach einer lebensfähigen menschlichen Gemein-schaft und im steten Bemühen um Be-wahrung der Schöpfung. Die Ökumene

muss jetzt ihre Chance wahrnehmen, aktiv den Prozess des geschichtlichen Wandels mitzugestalten.

Das frühere Vertrauen in den unauf-hörlichen Fortschritt, als könnten Wis-senschaft und Technologie für jedes er-denklliche Problem eine Lösung finden und allein für die Ordnung der Gesell-schaft verantwortlich sein, nimmt ab. Im beschleunigten Prozess der Globali-sierung mit all seinen Auswirkungen für den kulturellen und moralischen Zu-sammenhalt der Gesellschaft suchen immer mehr Menschen nach umfassen-der Sinnggebung und nach spiritueller Verwurzelung in der Gemeinschaft.

Wachsende konservative und funda-mentalistische Tendenzen unter Kir-chengliedern erschweren die Auswei-tung und Vertiefung ökumenischer Ge-meinschaft. Die christliche Ökumene müsste aber doch als Modell für die weltweite menschliche Gemeinschaft dienen! Das Engagement für die Öku-mene erfordert daher auch theologische Überlegungen zu unserem Thema, zur Klärung der Grundlagen ökumenischer Bemühungen.

## Wachsende konservative und fundamentalistische Tendenzen unter Kirchengliedern erschweren die Ausweitung und Vertiefung ökumenischer Gemeinschaft.

Ion Bria, ein rumänischer Ökumeni-ker aus Genf, wurde bekannt als Orga-nisator zahlreicher Konsultationen und Autor einiger Niederschriften zum The-ma „Verständnis der missionarischen Berufung der Kirche“. Bria verknüpft Ökumene mit Mission und unterstreicht das Ethos der orthodoxen Mission als eine „Liturgie nach der Liturgie“, als Fortsetzung der Eucharistie in der Kir-che im alltäglichen Leben der Gläubi-gen. Für Bria ist die Eucharistie kein Selbstzweck, sondern Dienst für die Auferbauung des einen Leibes Christi.

Die Liturgie ist a) die Versammlung des Volkes Gottes und b) das Aussen-den der Gemeindemitglieder, um in der Welt wahrhaftige Zeugen der Liebe Gottes zu sein. Also beruht die Mission der Kirche auf der ausstrahlenden und verwandelnden Kraft der Liturgie. Die Liturgie bestimmt das geistliche Zeugnis eines jeden Christen. Das sichert auch



Oberlandesgerichtspräsident Dr. Christoph Strötz, Generalvikar Msgr. Dr. Axel Mehlmann, der Regensburger Theologieprofessor Christoph Dohmen

und Professor Sigmund Bonk, der Direktor des Akademischen Forums Albertus Magnus im Bistum Regens-burg (v.l.n.r.).

der Ökumene die nötige Spiritualität und schützt gegen Entmutigung und Ökumenemüdigkeit.

Dieser bedeutende orthodoxe Beitrag der Liturgie nach der Liturgie wurde von Vater George Tsetsis, ebenfalls aus Genf, und Herrn Papaderos von der orthodoxen Akademie auf Kreta noch erweitert. Diese beiden Theologen gehen von dem einigenden Faktor der Liturgie aus, dem liturgischen Prinzip, um auf die ökumenische Berufung und den Dienst an Welt/Kultur/Politik/Menschen als liturgische Diakonie hinzuweisen. Ökumenische Bemühung sei keine Pflicht oder moralische Haltung gegenüber der Misere unserer zerstrittenen Welt, etwas Zusätzliches zu unserer Gemeinschaft in Christo, sondern echter Ausdruck unserer heiligen eucharistischen Gemeinschaft, eben Brias Liturgie nach der Liturgie. Die Herausforderungen der Ökumene würden dann zum Segen, wenn wir uns immer wieder zur Liturgie, zu Christo selbst zurückwenden, in dem die Kirche ihr Sein und ihre Aufgabe hat. Daraus strömt die Mission der Kirche als Leib Christi, der ganzen Welt das Evangelium zu bringen. Gott Vater sendet seinen eigenen, geliebten Sohn, um alles mit sich zu versöhnen und durch den Heiligen Geist zu vereinigen. Es ist Gottes Wille von Ewigkeit her, alle Dinge in Christo zu vereinigen.

Tsetsis und Papaderos gehen geradezu auf orthodoxe Vorurteile ein, wo angeblich die horizontalen (sozial-politischen) Aktivitäten die vertikalen (theologischen) Dimensionen an den Rand drängen. Jeder Versuch, die beiden Dimensionen der Einheit und der Mission voneinander zu trennen, verletzt die Ganzheit des Dienstes Christi an der Welt. Beide Gebote gehören zum Wesen der Kirche als Leib Christi.

Diese theologischen Überlegungen waren äußerst wichtig, um die Ausweitung und Vertiefung ökumenischer Gemeinschaft angesichts der Herausforderungen der modernen Gesellschaft zu verstehen. In der Ökumene wurde das orthodoxe Zeugnis dankbar und sehr nachhaltig aufgenommen. Die theologischen Gedankengänge und Begriffsunterscheidungen gaben auch besonders den Orthodoxen der europäischen Diaspora Zusammenhalt und Impulse für den weiteren ökumenischen Weg.

Heute befasst sich der griechische Metropolit Johannes Zizioulas in der Ökumene mit der kritischen Aufarbeitung der traditionellen theologischen Positionen, von denen sich die Orthodoxen bisher in ihrer Beteiligung an der ökumenischen Bewegung haben leiten lassen. Für Zizioulas stellt dies eine Herausforderung an die Orthodoxie selbst dar.

Im Zusammenhang mit der ökumenischen Diskussion zur gegenseitigen Anerkennung der Taufe wirft Zizioulas die Frage auf, inwiefern dies auch eine Anerkennung von Ekklesialität auf Seiten der nicht-kanonischen Gemeinschaft zur Folge haben müsse. Zizioulas schließt sogar nicht aus, dass der ökumenischen Bewegung eine ekklesiologische Bedeutung zugesprochen werden könnte: alles, was zur Auferbauung des Geheimnisses der Kirche beiträgt, was dem Leben und der Einheit der Kirche zur Anerkennung und Erfüllung verhilft, ist von ekklesiologischer Bedeutung. Seine kritische Anfrage gehört zur Debatte, ob die Ökumene in der säkularisierten Welt nicht zu einer rein weltlichen Organisation werden wird.

Der ehemalige russische Metropolit von Smolensk und jetzige russische Patriarch Kyrill seinerseits erinnert an die Toronto-Erklärung mit ihren strengen Abgrenzungen als Basis des gemeinsamen Verständnisses innerhalb der Ökumene. Auf dieser Basis sollen Dialog und Zusammenarbeit der Kirchen auf dem Weg zur Einheit fortgesetzt werden. Eine Vertiefung der ökumenischen Gemeinschaft ist für Kyrill ein Wunschdenken, ohne dass sie je in einer wirklichen Ausweitung des ökumenischen Bewusstseins in der Geschichte Wurzeln gefasst hat. Das Papsttum einerseits und der fehlende Zugang der protestantischen Theologie zur normativen und verpflichtenden Tradition der Kirche andererseits verhindern laut Kyrill wirklichen Fortschritt. Die Legitimierung einer unbegrenzten Vielfalt in Verbindung mit dem Begriff Pluralismus entfernen die Kirchen des säkularisierten Westens von den absoluten moralischen Normen der biblischen Tradition. Dies gehört für Metropolit Kyrill in den umfassenderen Kontext der kulturellen Konflikte, die im 21. Jahrhundert auf die Kirchen und die ökumenische Bewegung zukommen werden.



## Neues aus der Akademie

Eine sehr traurige Nachricht muss die Akademie verkünden. Prof. Dr. Willibald Folz verstarb im Alter von 80 Jahren während eines Urlaubs in der Schweiz. Er war 17 Jahre lang Vorsitzender des Vorstands des Vereins der Freunde und Gönner der Katholischen Akademie in Bayern. In vielen Belangen war er für die Akademie und den Verein ein hilfreicher Förderer und geschätzter Berater. Seine angenehme, unaufgeregte und unkomplizierte Art machten ihn zu einem stets willkommenen Gesprächspartner mit reicher Berufserfahrung und Fachkompetenz. Seine Nachfolgerin ist Edda Huther, frühere Präsidentin des Bayerischen Verfassungsgerichtshofs.



Prof. Dr. Willibald Folz (1936 bis 2017) war 17 Jahre lang Vorsitzender des Fördervereins.

Seit dem 1. April 2017 ist die Runde der Studienleiter in der Katholischen Akademie Bayern wieder komplett. Sophia Haggemüller (28) hat die Position von Dr. Bernhard Forster übernommen, der als Referent für Kultur, Schulen und Sport der Stadt Passau in seine niederbayerische Heimat zurückgegangen ist. Sophia Haggemüller stammt aus dem Raum Stuttgart und hat – gefördert vom Cusanuswerk – zunächst den Bachelorstudiengang Kultur- und Medienbildung an der Pädagogischen Hochschule Ludwigsburg absolviert. Im Anschluss studierte sie Erziehungswissenschaft mit Schwerpunkt Erwachsenen- und Weiterbildung an der Universität Augsburg und absolvierte währenddessen ein Praktikum in der Katholischen Akademie der Diözese Rottenburg-Stuttgart, das sie für die Akademiearbeit begeisterte. Sophia Haggemüller ist verheiratet und hat einen eineinhalbjährigen Sohn.



Sophia Haggemüller ist neue Studienleiterin an der Katholischen Akademie.

Hier stellt sich die Frage nach dem gemeinsamen Verständnis der Ökumene, Prioritäten zu erkennen, um unsere ausdrückliche Mitverantwortung bei den Veränderungsprozessen im lokalen, nationalen, regionalen und weltweiten Kontext besser wahrnehmen zu können.

### III.

Die Mutterkirchen der europäischen Diaspora befassen sich heute in den Ländern Osteuropas nach einer langen Periode der Unterdrückung und Marginalisierung damit, wieder ihren Platz in der Gesellschaft zu finden. Ökumenische Kontakte mit den entsprechenden Einflüssen werden hier und da als unwillkommen und störend zurückgewiesen. Paradoxerweise macht gerade in Serbien das Beispiel der Einführung des Religionsunterrichts in den Schulen deutlich, wie solide die ökumenische Zusammenarbeit funktioniert. Das ist ein wichtiger Beitrag für die Rolle der Kirche beim Aufbau der Gesellschaft in Serbien, gleichzeitig aber auch für das ökumenische Zeugnis in der europäischen Diaspora.

Bei aller Überlastung, der die Mutterkirchen ausgesetzt sind, tun die Orthodoxen Kirchen Osteuropas ihr bestmögliches, die Herausforderungen der Ökumene im Hinblick auf das 21. Jahrhundert anzunehmen. Heute kann man von einer historischen Übergangssituation sprechen, in der sich Kirche und Gesell-

schaft befinden. Weltweite Veränderungsprozesse führen zur Prüfung des Selbstverständnisses nicht nur der Ökumene und ihrer Orientierung, sondern auch der orthodoxen Kirche selbst. Dafür kann das Zeugnis der orthodoxen Diaspora in Westeuropa von größter Bedeutung sein.

Die Erwartung an die Kirchen Europas, durch Ökumene zur Entschärfung oder Überwindung von gesellschaftlichen und politischen Konflikten beizutragen, wird immer dringlicher. Nur durch beispielhafte ökumenische Konfliktbearbeitung zur Überwindung schmerzlicher Trennung werden der Friedensauftrag der Kirche und seine heutige Relevanz seitens der suchenden Welt nicht in Frage gestellt werden können.

Indem die Kirchen zeigen, dass der Dialog empfindliche Gegensätze zu überwinden vermag und durch Klärung schwierigster ökumenischer Fragen zur Einheit führt, könnte sich die Ökumene entscheidend auswirken auf die Suche der sich globalisierenden Welt nach tragfähigen Formen weltweiter menschlicher und friedlicher Gemeinschaft im 21. Jahrhundert beziehungsweise im dritten Jahrtausend. □



Bischof Andrej Čilerdžić und Prof. Dr. Athanasios Vletsis, Theologie-Professor an der Ausbildungseinrichtung für Orthodoxe Theologie an der LMU in München.

# Was für die Christen spricht

Sibylle Lewitscharoff

Nicht zu allen Zeiten sprach viel für die Christen. Zu Zeiten der äußerst gewaltsam geführten Kreuzzüge, zu Zeiten der frisch installierten spanischen Weltherrschaft, in deren Folge die Scheiterhaufen mit den brennenden Körpern von Juden, Muslimen und Ketzer gen Himmel loderten und Tausende von Indios um der Goldgier willen geschlachtet wurden, breitete sich der Leichengestank über unsere Religion, aber nun nicht mehr ausgehend von den tapferen Männern und Frauen, die einst das Martyrium erlitten hatten, geköpft, gepfählt, gekreuzigt, von Löwen zerrissen worden waren, um die Herrlichkeit der christlichen Botschaft zu bezeugen, sondern von Menschen anderer Herkunft, anderen Glaubens, anderer Sitten und Gebräuche. Mit den Abgründen der weltlichen Herrschaft in allzu engen Bund geraten, zeigten sich die federführenden Scharfmacher und die Heere christlicher Prägung um keinen Deut besser als ihre Folterer von ehemals.

Sprechen wir hier nicht ausführlich vom Dreißigjährigen Krieg, der viele europäische Länder ausbluten ließ und Millionen von Todesopfern forderte. Natürlich ist es ein Ammenmärchen, zu glauben, dieser ewig lange Krieg sei um der katholischen oder protestantischen Glaubensbekenntnisse willen geführt worden. Ganz andere Machtinteressen waren dabei im Spiel, die Konfessionen sorgten nur für die wechselhaften Hülsen und Kostüme, unter denen das große Schlachttheater aufgeführt wurde. Kurze Lehre aus einer langen, langen Geschichte des Mordens und Zerstörens: zweifellos hat es den Christen gut getan, im Prozess der Säkularisierung aus den Sälen der Macht allmählich verdrängt worden zu sein. Damit ist die Bahn wieder frei für das christliche Kerngeschäft. Und dieses Kerngeschäft ist einzigartig, in einen Mantel gehüllt von betörender Würde und Schönheit.

## I.

Bevor ich auf den herzerwärmenden Glanz der christlichen Botschaft zu sprechen komme, muss zuvor noch einmal im großen Bottich der religiösen Exzesse gerührt werden. Derzeit geht weltweit kaum Gefahr von den Christen aus – selbst die polnische Regierung, die den Missbrauch der christlichen Religion in grotesker Form auf ihren Fahnen führt, ist ein harmloses und zahnloses Tigerchen im Vergleich zu so manchem Machthaber, der in einem der ereinst christlich durchherrschten europäischen Länder sein Unwesen trieb. Am Beispiel Polens kann man allerdings in kleindimensionierter Form erkennen: die Verschwisterung mit der Macht bekommt den Christen nicht.

Sie bekommt keiner Religion. Derzeit gehorchen ja nicht mehr die Christen den verführerischen Machteinflüsterern, der Potenzwahn ist inzwischen das schreckliche Privileg des Islam, der inzwischen viele Länder verheert und sich Abertausende von Opfern auf das Gewissen geladen hat. Es ist dabei eine durchaus vergleichbare Form der Korruption im Spiel, der die gewalttätigen Christen im Mittelalter und zum Beginn der Neuzeit erlegen sind. Im Übrigen gedeiht der Judenhass des modernen Islam auf denselben dürren Palmwedeln, die einst die christlichen Einpeitscher



Sibylle Lewitscharoff, Schriftstellerin, Berlin

dieses Hasses geschwungen haben. Nur verspätet. Denn zur Ehre des Islam gehört, dass zu Zeiten der Blutblüte des Christentums die Muslime ungleich gerechter und wohlwollender mit den jüdischen Gemeinden in ihrer Mitte umgegangen sind.

Die Politisierung der Religionen stiftet Unheil. Das betrifft inzwischen sogar die Juden, die sich über Jahrhunderte hinweg enthalten haben, ihre Religion ins Korsett einer von Machtinteressen gespeisten Politik zu pressen. Dass sie sich dieser klugen Enthaltensamkeit würdigen befehligen haben, wenn sie die weltliche Herrschaft über weite Gebiete und Jahrhunderte des damaligen römischen Reichs hinweg innegehabt hätten, darf allerdings bezweifelt werden. Die entsetzlichen Leiden der Verfolgung und Ermordung, die die Juden im Lauf der Jahrhunderte unbarmherziger und radikaler trafen als die Angehörigen der christlichen und islamischen Religionsgemeinschaften, sind einzigartig. Wenn sich israelische Politiker heute unklug und auch grausam gegenüber den Palästinensern verhalten, ist das zwar leider wahr, aber wir in Deutschland Geborenen sind die Allerletzten, die den empörten Zeigefinger und den erhobenen Arm gegen die Juden ausstrecken dürfen. Er stinkt verdammt nach Hitlergruß.

Wie gesagt, die Christen sind inzwischen eher zahm geworden, jedenfalls nicht mehr erobersüchtig wie in vergangenen Jahrhunderten, in denen Mission immer auch Schwertmission bedeutet hatte. Obwohl es einem auch heute bei so manchen Erscheinungen, die unter dem Segel des Christlichen dahinfahren, recht mulmig zumute werden kann. Vor einigen Jahren besuchte ich in Cincinnati eine christlich erweckte Großveranstaltung, die in einer riesigen Halle stattfand. Über solche Versammlungen hatte ich einiges gelesen und war neugierig geworden, wie es da tatsächlich zugehen mochte. Sie können einen das Grausen lehren. Eine Show wurde geboten, die zu nichts anderem diente als einem mit allen Massenwässern gewaschenen Prediger die Bühne für seine Herrschsucht zu bieten und ihn im Geld schwimmen zu lassen. Suggestion, die im Grunde erzprofanen

Zwecken dient, ist zum Fürchten. Ob sich beim Auftritt in Nürnberg alle Arme zum Hitlergruß recken und niemand es wagt, still für sich allein sitzen zu bleiben, oder ob sich in einer Massenarena in Cincinnati das gesamte Publikum auf Befehl zu einer frohlockenden Beifallsbekundung hinreißen lässt, wobei jeder, der da nicht mitmacht, hochaggressive Blicke erntet – der Unterschied kann nicht allzu groß sein. In Cincinnati war die hinter dem Enthusiasmus liegende Aggression deutlich zu spüren. Angesichts der Zurschaustellung der sieben sündigen Erweckten, die vor der ergriffenen und dann tobenden Menge sich mit stotternden Zungen zu ihrer jeweiligen Schuld bekannten, um vom selbst ernannten Prediger in schmetternder Rede erst niedergemacht und dann wieder erhoben zu werden, drehte sich mir schier der Magen um. Wäre der Scharlatan dazu übergegangen, der Menge zu befehlen, die armen Sünder mit eigenen Händen zu zerfleischen, hätten die aus jeglichem Korsett des Anstandes und der Vernunft gefallenen Leute es vermutlich getan. In drastischer, wenn auch unblutiger Weise wurde im Saal das im Grunde archaische Drama des Sündenbocks aufgeführt. Sie ist durchaus nicht gänzlich erloschen, die blutrünstige Fackel des archaischen Opfertheaters. Ein Prediger, aus dessen Mund die Funken des Hasses und der Vergeltung sprühen, kann sie jederzeit wieder zum Lodern bringen.

Äußerst klug hat der französische Religionsphilosoph René Girard den Prozess der Massenaufstachelung, der Aussonderung eines Opfers und dessen Tötung analysiert. Aufgeregte Schreie ertönen, Blut muss spritzen und viele Mörderhände besudeln. Die griechischen Mythen erzählen diese Geschichten in vielfacher Form, allerdings falsch. Sie leugnen konsequent, worum es in Wahrheit dabei geht. Ein im Grunde unschuldiges Opfer wird ausgemacht, zumeist ein Mensch, der sich am Rande der Gesellschaft befindet und keine Fürsprecher besitzt, um ihn des kompletten Verderbens zu bezichtigen, das eine Gesellschaft befallen hat, seien es Missernten, seien es kriegerische Niederlagen oder innere Zwiste sozialer Art. Das Opfer wird gehetzt und schließlich in einer Blutorgie zerrissen. Nach der grausamen Tat tritt vorübergehend Beruhigung ein. Die Menschen können in

ihren Alltag zurückkehren und sich wieder ihren normalen Geschäften widmen. Der Clou des blutigen Theaters ist, dass das Opfer als Sündenbock dient. Ein Unschuldiger wird stellvertretend zum Schuldigen für alles Unheil gemacht, das der Gemeinschaft widerfahren ist, und seine Mörder dürfen sich in aller Unschuld anschließend die Hände waschen. Der wesentliche Trick dabei ist jedoch, dass die Schuld des Opfers scheinbar feststeht. An ihr darf nicht gerüttelt werden. Sie wird zementiert, damit die Mörder unbelastet ihrer Wege gehen können. Genau diesen Sachverhalt, das Umlügen von Schuldlosigkeit in Schuld, verbergen die mythischen Erzählungen äußerst geschickt. Das Opfer hat schwere Sünden begangen und wurde zu Recht bestraft. Die Mörder dürfen sich eines reinen Gewissens erfreuen.

Das Opfer, das Jesus erbracht hat, kehrt die Verhältnisse radikal um. Jesus ist der antike Sündenbock, aber er ist unschuldig. Das wird in aller Deutlichkeit betont: an diesem Mann ist keine Schuld zu finden. Keiner kann sein Gewissen mehr damit beruhigen, dass die Kreuzigung zu Recht geschah, weil ein Verbrecher an der Gemeinschaft auf grausame Weise hingerichtet wurde. Die Gesellschaft wird sich darüber nicht mehr beruhigen, die Mörder werden nicht mehr in Heiterkeit und Ruhe ihrer Lebensbahn folgen können.

Genau diese zum Himmel schreiende Unschuld ist der Kern der christlichen Botschaft. Sie ist schwer zu ertragen, und es ist noch schwerer, nach ihrem Maß zu leben. Dass die Christen dem Sündenbocktheater aufs Neue verfielen, indem sie Juden, Muslime, Ketzer und Hexen auf ihren Scheiterhaufen verbrannten, zeigt, wie fragil die zivilisierende Botschaft ist, die sich durch den freiwilligen Tod eines hochberühmten Unschuldigen in alle Welt verbreitet hat.

## II.

Ja, es ist schwer, die jesuanische Botschaft aufzunehmen und sicher im eigenen Herzen zu verwahren. Sie bedeutet nicht nur die Abkehr von jeglicher Mordlust und der falschen Bezeichnung von Menschen, die ein wenig anders sind als wir selbst, anders vor allem als wir den Fremden im Spiegel der eigenen Wünsche sehen wollen. Es geht dabei ums Ganze. Es geht darum, wie wir



Regensburgs Bischof Rudolf Voderholzer freute sich, Dr. Sabine Ludyga zu treffen, Oberärztin in der Fachklinik Josefinum in Augsburg.



Foto: Gerd Pfeiffer

*Auch nach seinem Wechsel nach Rom – am 1. März 1982 wurde er Präfekt der Glaubenskongregation – blieb der Theologe Joseph Ratzinger der Akademie verbunden. Im Juni des selben Jahres hielt er bei der Verleihung des*

*Romano Guardini Preises an Sr. Gemma Hinricher OCD, der Priorin des Karmel Dachau, eine viel beachtete Laudatio. Rechts der damalige Akademiedirektor Dr. Franz Henrich.*

leben sollen. Ganz zu schweigen von der Hochachtung, die Jesus den armen Leuten entgegenbrachte, die in der Welt der Erfolgreichen nichts zu bestellen haben. Das ist die revolutionäre Kernbotschaft des jesuanischen Wirkens während seines Lebens auf der Erde. Diesbezüglich kann ich mich nicht enthalten, mich zu einer erbaulichen Jubelrede hinreißen zu lassen. Wer, wann hätte sich jemand im antiken Mythentheater, will heißen aus den sich daraus in glänzender literarischer Manier fortspinnenden Erzählungen je um die armen Leute, um die Sklaven und Mägde geschert, die zu schwerer Arbeit verdammt waren? Eine tapfere Amme mag hie und da vorkommen. Kein griechischer Held hat je auch nur einen Tag in geknechteter Mühsal der Arbeit verbracht. Ein griechischer Held vollbringt erstaunliche Taten, selbst wenn es sich bloß um das Ausmisten von Ställen handelt. Erstaunlich, weil er stark ist, dem Adel angehört oder ein Halbgott ist. Sein Dasein lässt ihn weit über dem Stand derer seinen Wirkkreis durchschreiten, die an die niedere, glanzlose Mühsal der Arbeit gebunden sind, arme Leute eben, die weder Einfluss noch Vermögen besitzen, dazu verdammt, namenlos zu sterben. Keineswegs in einem Kampf, der ihren Namen in die Berühmtheit katapultieren und ihnen ein jenseitiges Leben im Hades, gar wandelnd auf den asphodelischen Wiesen, garantieren könnte. Sie verrecken. Werden verscharrt. Spätestens nach einer Generation, meist sofort nach ihrem Tod, sind sie vergessen. Denn sie haben ja im Grunde nie existiert, jedenfalls nicht als Menschen, die das Anrecht auf ein Fitzelchen Würde hätten erlangen können.

Gegen diese zum Himmel schreiende Ungerechtigkeit begehrt die jesuanische Botschaft auf. Die Jünger, die Jesus auf seinen Reisen begleiten, sind bekanntlich einfache Leute, deren Namen im antiken Welttheater für gewöhnlich nicht erinnert werden. Jesus räumt mit seinem Erlösungsversprechen Menschen, die kein Ansehen und kein Vermögen besitzen, geradezu königliche Rechte ein. Das ist revolutionär im besten Sinne. Natürlich hat die jüdische Bibel dazu wesentliche Elemente beigetragen. Erinnern wir uns nur an die große Glanzfigur des König David, eines mächtigen Mannes, der als Jüngling erstaunliche Taten vollbringt. Wäre David als griechischer Mythenheld auf dem Tableau einer Erzählung erschienen, wäre er in jungen Jahren als berückend schöner Held einen süperben Helden-tod gestorben. Nicht so in der jüdischen Bibel. Der Mann wird alt, gebrechlich und sündenschwer. Keinerlei Strahlkraft geht von ihm aus. Alle Schönheit ist dahin, die Bewunderung, die man für den glanzvollen Jüngling hegen kann, ist aufgezehrt.

Der Romanist Erich Auerbach, ein Jude, der während der Nazizeit emigrierte und als Professor an einer neu gegründeten Universität in Istanbul wirken konnte, hat in seinem Hauptwerk „Mimesis“ den Kontrast zwischen dem Typus des mythischen Helden der Antike und den Figuren der jüdischen Bibel eingehend analysiert und kommt dabei auf mehrere Besonderheiten zu sprechen, welche die Unterschiede zwischen den mythischen Erzählungen und dem biblischen Text ausmachen. Ein wesentlicher Unterschied besteht in der Kargheit der Sprache einerseits und der Opulenz in der Ausschmückung des

Geschehens andererseits. Die beiden großen Epen Homers faszinieren durch ihre dichterische Opulenz, in der eine außerordentliche sprachliche Schmiegsamkeit die Fülle der Erscheinungen spielerisch erfasst. In den wandelbaren Kostümen des menschlichen Begehrens, den Liebeshändeln als Spiegelfechtereien der Natur, dem Lärm der Schlachten wird der unablässig aufbrechende Widerstreit zwischen Göttern, Halbgöttern und Menschen als poetisches Feuerwerk entzündet.

Die Bibel ist karg. Auf den ersten Blick verliert sie den Wettstreit zwischen dichterischer Opulenz und – salopp gesagt: kargem Gestoppel in Bruchsatzen, zwischen denen schwarze Löcher gähnen, die nicht durch sprachliche Hochschwünge überbrückt werden. Zu weiten Teilen ist das so, Ausnahmen inbegriffen. Die hochgebockte Glanzrede Gottes im Buch Hiob ist so eine Ausnahme, einige Psalmen besitzen ebenfalls eine hochmögliche dichterische Präsenz. Aber weitgehend dominieren die schwarzen Löcher zwischen knappen Sätzen. Als dichterische Glanzleistung kann es die Bibel mit den Epen Homers jedenfalls nicht aufnehmen. Doch gerade, dass sie so ganz und gar anders ist, macht ihre Besonderheit aus.

Die Dringlichkeit der biblischen Verkündigung ist ungeheuerlich. Ändere dein Leben! So lautet der Befehl, der dem Leser oder Beter vor Augen steht, wenn er passagenweise ihren Text aufnimmt, ihn hütet und dabei sein Innerstes befragt, um etwas davon bittend in den eigenen kleinen Kosmos zu überführen. Und es ist ziemlich klar, was diese Verkündigung bedeuten soll: Du sollst ein gottesfürchtiges Leben führen,

andere Menschen nicht bestehen oder töten, auch dein Nächster steht in Gottes Hut, ihm darf nicht geschadet werden. Wichtig ist die Armut. Der arme Mensch wird im jüdischen wie christlichen Teil der Bibel in Würde erhoben, und damit wird gedanklich das schärfste Schwert geschwungen, mit dem die Bibel in den funkelnden poetischen Glanzkörper der mythischen Erzählungen mitsamt ihrem Gewimmel an Helden fährt. Sie verlangt ja einiges von ihren Adepten, diese Botschaft. Zwar ist es so gut wie unmöglich, der eigenen Sündenverhaftung zu entkommen, aber Versuche dazu müssen unternommen werden, die Gefahr des Rückfalls in die bequeme Lasterhaftigkeit muss erkannt und so gut wie eben möglich bekämpft werden.

### III.

Heutzutage ist diese Botschaft von enormem Wert. Da die modernen Gesellschaften, in denen wir leben, die Durchsetzungsfähigkeit des Individuums preisen, ist das biblische Gebot, sich keineswegs über seinen Nächsten zu erheben sondern im Gegenteil für dessen Wohlbefinden Sorge zu tragen, von allergrößter Bedeutung. Das hat rein gar nichts mit weichlicher Nachgiebigkeit zu tun, sondern – modern formuliert – mit Fairness und Respekt vor den Menschen, die unsere Wege kreuzen. Der jüdische Religionsphilosoph Emmanuel Levinas hat die Beziehung des Menschen zu Gott in ein Dreiecksverhältnis gespannt, welches einen außerordentlich erhellenden Wert besitzt. Nicht Gott und ich, oder ich und Gott, stehen in einem wechselhaften Spannungsverhältnis, sondern: Indem ich in die Augen meines Nächsten blicke und damit etwas Substantielles durch diesen Augenkontakt erfahren kann, wird eine andere Art des Verstehens, vor allem aber die so wesentliche Tötungshemmung ausgelöst. In den Augen des anderen kann ich lesen, dass dieser Andere, mir Fremde, ein gottgewolltes Geschöpf ist, das ebenfalls ein Anrecht dar-



Der Flyer der damaligen Europa-Tagung in Straßburg.

auf besitzt, zu existieren. Nur durch diese Fähigkeit der Kenntnis, die ins Praktische umgemünzt in der Nächstenliebe mündet und darin ihre Vollendung finden kann, dienen wir dem Dritten und Höhergestellten in der Triade, dienen wir Gott.

Das Gebot der Nächstenliebe ist essentiell. Den Blick dafür zu bewahren, was Tausenden von unglücklichen Menschen widerfährt, die sich in den Hunger- und verheerten Kriegsgebieten in Lebensgefahr begeben, um irgendeine Form des Auskommens zu finden, ist nicht nur eine kleine altruistische Übung, die in einem wohlfeilen Lippenbekenntnis enden darf, sie erfordert Tatkraft, Mut und natürlich auch Barmherzigkeit, aber eben nicht nur diese, sondern zugleich nüchterne Überlegung. Das ist ziemlich viel verlangt auf einmal.

---

*Derzeit sind wir in den europäischen Ländern herausgefordert wie niemals zuvor in den letzten sechzig, siebenzig Jahren.*

---

Derzeit sind wir in den europäischen Ländern herausgefordert wie niemals zuvor in den letzten sechzig, siebenzig Jahren. Menschen in bisher ungekannter Zahl nehmen halsbrecherische Wege in Kauf, um in unseren Ländern ihr Glück zu versuchen. Zweifellos ein Riesenproblem, das nicht einfach nur mit Mildherzigkeit und guten Worten zu lösen ist. Der einzelne Christ kann und darf nach dieser Devise handeln und sollte es nach Möglichkeit auch tun, die Politiker, die für die Gesamtverantwortung eines Landes einstehen müssen, können dies wohl kaum. Und es zeichnet sich längst ab, dass einzelne Länder und fast alle Politiker in Europa immer weniger gewillt sind, entsprechend dem Gebot der Nächstenliebe zu handeln.

Das hat zwar schreckliche, aber dennoch ernsthafte Gründe, die man nicht vernachlässigen darf. Bei weiterem Zuzug von Flüchtlingen, besonders, wenn dies in ungeordneter Weise geschieht, erstarken landauf landab die rechtsradikalen Parteien. Im einst so toleranten Holland hätte man vor wenigen Jahren noch kaum geglaubt, dass eine rechtsradikale Partei, die auf Fremdenhass und sonst nichts beruht, derartige Erfolge bei den Wählern erzielen könnte. Im erzkatholischen Polen, wo man es eigentlich besser wissen müsste, ist die Abneigung, überhaupt einen einzigen Flüchtling aufzunehmen, skandalös groß. Der Brexit, der Europa jüngst in geharnischte Tumulte versetzt hat, gedieh auf nichts anderem als der Angst und dem Überdruß, sich weiter mit fremden Einwanderern befassen zu müssen, von denen man fürchtet, sie würden das Land destabilisieren. Auf entsetzliche Weise gelingt es den muslimisch geprägten Terroristen, diese Ängste enorm zu schüren, wiewohl nur ein winziger Teil der neu angekommenen Flüchtlinge sich diesen Mörderbanden angeschlossen hat. Die angsterregenden Effekte, welche die Migrationsbewegungen und in deren Gefolge entschlossene Mordgruppchen provozieren, lassen sich an der Grande Nation, an Frankreich, nur allzu deutlich studieren.

Nein, das sind keine angenehmen Zeiten, denen wir entgegengehen. Zwar würde ich eine Wette darauf wagen, dass der Islam in einigen Jahren durch die aggressiven Akte eines radikalen Teils seiner Gläubigen, über dem der missbrauchte Name Allahs als knatternde

de Fahne weht, abgewirtschaftet haben wird. Die Zerstörungsgorgie der Islamisten trifft ja zuallermeist die Angehörigen der eigenen Religion. Die Säkularisierung des Islam könnte sich dadurch schneller vollziehen, als wir es heute ahnen. Vermutlich werde ich selbst diesen Prozess allerdings nicht mehr erleben. Jawohl, es wird auch dem Islam guttun, wenn er sich in die eigenen Schranken begibt und keine Ausflüge mehr in die Domäne des Politischen unternimmt. Manches Mal erinnern mich die Gräueltaten, die heute im Namen

Allahs begangen werden, fatal an die Gräueltaten früherer Jahrhunderte, die Christen im Namen ihres Gottes vollführt haben. Nur zeitversetzt, und natürlich mit anderen Waffen, die im grausamen Spiel des Hasses und der Zerstörung zum Einsatz gelangen.

Das ist beileibe keine Verunglimpfung des Islam an sich. In jungen Jahren durfte ich bei einer großen Ausstellung über islamische Kunst im Völkerkundemuseum Berlin-Dahlem assistieren und hatte das Privileg, mir die sagenhaften Schriftdokumente und Miniaturen aus

dem persischen, irakischen und indischen Raum anzusehen, die das New Yorker Metropolitan Museum den Dahlemern ausgeliehen hatte. Mit weißbehandschuhten Fingerchen war es mir vergönnt, in den Schätzen zu blättern. Absolut hinreißende Dokumente einer hochgradig sublimen Kultur sind das, die mich in helles Entzücken versetzt haben. Die sorgfältige Andachtsbewegung, die in den wunderbaren Verschriftungen des Koran zum Ausdruck kommt, hat etwas Herzbewegendes. Ich sah die Schreibenden vergangener Jahr-



Foto: Akademiearchiv

*Kardinal Joseph Ratzinger bei seinem Vortrag anlässlich der Akademietagung „L'Europe et les chrétiens“ am 28. und 29. April 1979 in Straßburg. Schon*

*damals – im Jahr der ersten Direktwahl des Europaparlaments – stand das Thema Europa und Christentum im Fokus.*

hunderte mit gespitzten Zünglein in an-dächtiger Haltung Schriftzeichen neben Schriftzeichen setzen, eine fromme Übung auch dies, eine hohe Konzentration erforderlich. Da durfte nicht gepatzt und nicht geschmiert werden. Etliche der Miniaturen ließen sich durchaus zu ihrem Vorteil an den bedeutenden Kunstschätzen des westlichen Europa messen. Die Schrift selbst ist in puncto Schönheit den lateinischen Buchstabendokumenten aus vergleichbarer Zeit bei Weitem überlegen. Kurzum, dieser Einblick in eine längst vergangene Kultur des Islam hat mir Bewunderung einge-flößt, die tief sitzt und mich keineswegs zu einer Verächterin dieser Religion macht.

Doch die Erfahrung mit den hinrei-ßenden Texten des Homer und anderer Griechen lehrt: Der ästhetische Genuss allein sagt nichts über den Wahrheitsgehalt und die ethische Bedeutung eines in kunstvoller Form dargereichten Stoffes aus. Obwohl es hinreißende Bilder von Aphrodite gibt und beeindruckende Skulpturen des donnernden Zeus, verleiten mich diese nicht dazu, an sie zu glauben und mein Leben auch nur im Entferntesten nach ihnen auszurichten. Es bleibt dabei: die vielgestaltigen my-thischen Formen sind von bestrickender Schönheit und spannungsgeladener Dramatik, der Islam hat gleichfalls be-zaubernde Schätze aufzuweisen, die Katholiken können mit einer langen Reihe erstklassiger Theologen aufwarten, die mein Denken enorm bereichert haben, aber ich bleibe protestantisch, bleibe dem treu, was meine fromme pietisti-sche Großmutter mir in liebevoller

### *Ein riesiges schwarzes Loch in die Gotteszuversicht hat die Vergangenheit geschla-gen.*

Form beigebracht hat. Ihr, einer zutiefst freundlichen und gutherzigen Frau, ver-danke ich meine religiöse Prägung. Und dabei bleibt's.

Ganz so zuversichtlich, wie der letzte Satz klingen mag, kann ich allerdings nicht enden. Ein riesiges schwarzes Loch in die Gotteszuversicht hat die Vergangenheit geschlagen. Die zum Himmel schreienden Zerstörungen, die der Zweite Weltkrieg über die europäi-schen Länder gebracht hat, vor allem die Ermordung von Millionen jüdischer Mitbürger in den deutschen Konzentrationslagern, hat jede Form eines naiven Glaubens an Gott hinweggefegt. Von auch nur annähernd vergleichbaren Gräueln weiß die Bibel nichts. Mich hat das große Gedicht von Jizchak Katzenelson, eines gläubigen Juden, dessen komplette Familie getötet wurde und am Ende auch er selbst, zutiefst ver-stört. Katzenelson hat mit seinem „Dos lid funm ojsgehargetn jidischen folk“ die extremste Anklage verfasst, die es gegen Gott gibt. Das Buch Hiob ist im Vergleich dazu eine harmlose und ver-söhnliche Schrift. Vor etlichen Jahren habe ich das Gedicht zufällig im Radio auf Jiddisch rezitiert gehört. Kein Vor-trag, kein Text hat mich je dermaßen aufgewühlt wie dieses Lied. Man kann danach nicht zur Tagesordnung überge-hen. Das Gedicht hat sich in mein Ge-dächtnis gefressen. Ich werde es nicht mehr los. Nach dieser Erfahrung fällt es mir schwer, mich auf die kindliche Frömmigkeit zu besinnen und ihr zu vertrauen, so einfach und schön, wie sie einst in meinem Herzen Wohnstatt nahm. □

## Europa – christlich?!

Johannes Singhammer

### I.

Bei der Frankreich-Wahl stand heuer das politische Schicksal Europas auf dem Spiel. 40 Prozent der Franzosen haben im ersten Wahlgang Europa-Gegner gewählt. Falls die Präsidentschaftskandidatin namens Le Pen ihr angekündigtes Ziel, die Europäische Union zu verlassen, hätte verwirklichen können, wäre Europa in eine lebensbedrohliche Krise mit ungünstigen Gene-sungsperspektiven geraten. Die deutsch-französische Achse als Motor der Euro-päischen Einigung wäre zerstört gewe-sen, die Idee eines politisch geeinten Europas hätte unermesslichen Schaden erlitten. Es stimmt mich zuversichtlich, dass die Wähler in Frankreich diese Lösung nicht wollten, aber die Wahl-entscheidung in Frankreich war ein Wetterleuchten für andere Staaten Eu-ropas.

In Deutschland gibt es eine Partei, die für einen Austritt unseres Vaterlan-des aus der Friedensgemeinschaft der Europäischen Union bei der Wahl im September dieses Jahres wirbt. In wie-derum anderen Mitgliedsstaaten der EU können wir einen zersetzenden Prozess beobachten, wenn Europäisches Recht vor aller Augen außer Kraft gesetzt wird, einfach nicht angewandt wird – auch in Deutschland.

In Berlin wird einer Lehrerin durch die Landesregierung untersagt, ein Kett-chen mit Kreuz zu tragen, berühmte Fußballclubs in Spanien verzichten auf ihr Kreuz im Wappen, um bessere Ge-schäfte in Arabien zu machen. Gipfel-kreuze wurden in bayerischen Werbe-prospekten für den arabischen Markt wegetuschiert. Die großen christlichen Kirchen, insbesondere auch meine ka-tholische Kirche hat schon bessere Zeiten gesehen, was Attraktivität und Zahl der Gläubigen betrifft. Ähnlich wie in den Jahren zuvor haben im Jahr 2015 deutlich über 200.000 Katholiken ihre Kirche in Deutschland verlassen. In der protestantischen Kirche eine nahezu identische Zahl. Auch wenn man Zu-wächse bei christlichen freikirchlichen Gemeinschaften mit einbezieht: Setzt sich dieser Trend von deutlich über 400.000 Einzelentscheidungen, den gro-ßen christlichen Kirchen den Rücken zu kehren, ungebremst fort, welche prä-gende Substanzkraft hätte dann ein in 10 Jahren um die Einwohnerzahl Thüringens und Sachsen-Anhalts ge-schrumpfte Zahl von Christinnen und Christen in unserem Land? Welche Kraft würde eine dynamisch wachsende Zahl von Muslimen entfalten?

Papst Benedikt beschäftigt diese Ent-wicklung intensiv, wie dem Buch von Peter Seewald mit dem Titel „Letzte Gespräche“ zu entnehmen ist, das vor wenigen Monaten erschienen ist. Nüch-tern stellt er in diesem großartigen Ge-sprächsband fest: „Der Glaube in Euro-pa schwächt sich allerdings so ab, dass es schon von daher nur noch begrenzt die eigentliche impulsgebende Kraft der Weltkirche und des Glaubens in der Kirche sein kann.“ Papst Benedikt be-klagt die Macht der Bürokratien, die Theoretisierung des Glaubens, die Poli-tisierung und den Mangel an einer lebendigen Dynamik. Aber Papst Bene-dikt belässt es nicht bei der Betrachtung der Wirklichkeit, sondern zeigt Wege auf wie Europa seine Seele bewahren kann. Politisch und spirituell.



Johannes Singhammer MdB, Vize-präsident des Deutschen Bundestags, München, Berlin

Denn eines ist klar: Auch wenn Euro-pa und zumal Deutschland in einem schmerzlichen jahrhundertelangen Pro-zess zur Trennung von Politik und Reli-gion gefunden haben, zu einem Prozess der Balance, der Kooperation, des ge-genseitigen Durchdringens von Staat und Kirche ohne Identitäten zu vermi-schen, vom Investurstreit und der Zwei-Schwerter-Lehre des Mittelalters, von der Frage, wer das Letztentschei-dungsrecht politisch hat, hin zu einer in Konkordaten geregelten Zusammenar-beit, so steht dennoch fest: Eine völlige Zusammenhangslosigkeit zwischen sin-kenden Zahlen christlicher Gläubiger und politischer Identität Europas auf christlich-jüdischer Grundlage lässt sich schwer leugnen.

### II.

Kardinal Ratzinger und Papst Bene-dikt war Europa immer ein Herzensan-liegen. Der Name Benedikt ist ein euro-päischer Programmsatz. Der heilige Be-nedikt von Nursia war einer der Bau-meister eines Europas in geistlicher und kultureller Einheit. Mit den Kloster-gründungen der Benediktiner entstand die Wirklichkeit, die wir heute Europa nennen. Für uns in Bayern – das darf ich als geborener Münchner sagen – wäre das Entstehen einer bayerischen Staatlichkeit in der Geschichte fraglich ohne die Klöster. Benediktiner-Klöster haben Bayern Identität in den letzten Jahrhunderten des ersten Jahrtausends nach Christus ermöglicht. Max Spindler schreibt in seinem grundlegenden Handbuch der bayerischen Geschichte: „Der Neuanfang des Christentums in Bayern erhielt durch die vorwiegend von Mönchen getragene Mission einen starken klösterlichen Einschlag.“ Zuge-spitzt formuliert: Ohne Klöster gäbe es kein Bayern.

Als damaliger Präfekt an der Spitze der Glaubenskongregation hielt Kardi-nal Ratzinger im November 2000 in der Bayerischen Landesvertretung in Berlin eine prophetische Rede zum Thema „Europas Kultur und ihre Krisen“. Da-bei beschrieb er die Grundlagen Europas durch das Mönchtum, „das in den

großen Erschütterungen der Geschichte der wesentliche Träger nicht nur der kulturellen Kontinuität, sondern vor al-lem der grundlegenden religiösen und sittlichen Werte geblieben ist und als vorpolitische und überpolitische Kraft auch zum Träger der immer wieder nö-tigen Wiedergeburten wurde.“

Damals im Jahr 2000 erregte die Konzeption einer europäischen Verfas-sung, die Europäische Grundrecht-Charta, die interessierte Öffentlichkeit. Heute wissen wir, dass diese Grund-recht-Charta eine sehr überschaubare Wirkung in Europa entfaltet hat. Wobei aber ihr Grundansatz richtig war. Euro-pa kann nicht nur eine Wirtschaftsge-meinschaft bleiben, eine geschäftsmä-ßige Organisation von Nationen, die Handel treiben, ihren Vorteil suchen und gemeinsame Werte ganz weit hin-ten anstellen.

Und exakt diese Werte mahnte der damalige Kardinal Ratzinger an und im Hinblick auf die damals schon erkenn-baren krisenhaften Zuspitzungen von Europas Zukunft und gleichzeitig der Attraktivität unseres Kontinents. Erwar-tungen aus vielen anderen Kulturen, Europa möge nicht nur wirtschaftlich-technologisch, sondern vor allem mit seinen Werten die Welt retten, formu-lierte Kardinal Ratzinger seherisch: „Europa scheint in dieser Stunde seines äußersten Erfolges von innen her leer geworden, gleichsam von einer lebens-bedrohenden Kreislaufkrise gelähmt, sozusagen auf Transplantate angewie-sen, die dann aber doch seine Identität aufheben müssen. Diesem inneren Ab-sterben der tragenden seelischen Kräfte entspricht es, dass auch ethnisch Euro-pa auf dem Weg der Verabschiedung be-griffen erscheint. Es gibt eine seltsame Unlust an der Zukunft. Kinder, die Zu-kunft sind, werden als Bedrohung der Gegenwart angesehen.“ Die linksorien-tierte, in Berlin erscheinende TAZ be-richtet kritisch von dieser Veranstaltung: Der Kardinal habe auch ein klares Wort zur Homo-Ehen-Problematik im Entwurf dieser Europäischen Verfas-sung vermisst, so wie er auch auf die Schwangerenkonfliktberatung einge-gangen sei.

Bei seiner historischen Rede vor den Abgeordneten des Deutschen Bunde-stags am 22.09.2011, die sich letztlich an alle Parlamentarier weltweit gerichtet hat, benennt Papst Benedikt die Grund-lagen einer erfolgreichen und für die Menschen glücklichen Politik in Euro-pa: „An dieser Stelle müsste uns das kulturelle Erbe Europas zu Hilfe kom-men. Von der Überzeugung eines Schöpfergottes her ist die Idee der Men-schenrechte, die Idee der Gleichheit al-ler Menschen vor dem Recht, die Er-kenntnis der Unantastbarkeit der Men-schenwürde in jedem einzelnen Men-schen und das Wissen um die Verant-wortung der Menschen für ihr Handeln entwickelt worden. Diese Erkenntnisse der Vernunft bilden unser kulturelles Gedächtnis. Es zu ignorieren oder als bloße Vergangenheit zu betrachten, wäre eine Amputation unserer Kultur insgesamt und würde sie ihrer Ganzheit berauben.“ Dieser Rat von Papst Bene-dikt ist mehr als nur ein Geländer für europäische Politik, an dem man sich dann und wann anhalten kann. Viel-mehr sind die von Benedikt benannten Grundlagen eine feste, belastbare Trep-pe in eine sichere Zukunft.

### III.

Was aber kann Europa aus diesen wegweisenden Worten heute, hier und jetzt, im Jahr 2017 entnehmen? Welche Richtung soll Europa einschlagen? Wie soll sich die Europäische Kommission positionieren? Wie der Rat? Wie sollen die Nationalstaaten zusammen wirken?

Wie können sie die Menschen für die Europäische Idee in ihren Herzen erreichen? Ich rate uns zu folgendem Vorgehen:

1. Europa muss sich dazu bekennen, vor allem eine Wertegemeinschaft zu sein, nicht nur eine reine Allianz geographischen und geopolitischen Kalküls – eine Wertegemeinschaft jenseits aller wirtschaftlichen Notwendigkeiten. Der Anstieg des Bruttoinlandsproduktes in der EU darf nicht einhergehen mit der asymmetrischen Geringschätzung der Würde des Menschen. Der Würde des Menschen in allen seinen Phasen von der Geburt bis zum Tod. Der Würde des Menschen unabhängig von seiner Herkunft, seinem Einkommen und seinen Begabungen.

Die entscheidenden Fundamente Rechtsstaatlichkeit, Meinungsfreiheit, Pressefreiheit, Religionsfreiheit sind nicht verhandelbar. Deshalb kann die Erdogan-Türkei nicht Mitglied der EU werden, insbesondere nicht nach dem Referendum und der geplanten Wiedereinführung der Todesstrafe. Die EU und Deutschland insbesondere stehen für eine humane Aufnahme von Flüchtlingen in unseren Aufnahmeeinrichtungen, die den Geflohenen Schutz vor Verfolgung und Tod geben. Dazu gehört auch, dass wir ein Mobbing von zu uns geflohenen Christen in Unterkünften konsequent ahnden: Wer Flüchtlinge bei uns drangsaliert, verwirkt sein Gastrecht.

2. Europa braucht eine neue Sinnhaftigkeit. An der Spitze der Sinnhaftigkeit steht die Friedenssicherung. Die Europäische Union war zu allererst eine Gemeinschaft zur Sicherung des Friedens, nachdem unser Kontinent in zwei schrecklichen Bürgerkriegen, die man später „Weltkriege“ genannt hat, zerstört worden war.

Die Europäische Union kann selbstbewusst auf ihren historischen, einmaligen Erfolg blicken. Seit der Gründung der Europäischen Union haben ihre Mitgliedsstaaten zwar oft unterschiedliche Meinungen ausgetragen, aber niemals gab es zwischen den Mitgliedern kriegerische Auseinandersetzungen.

Demokratie muss neu und für alle Europäer verstehbar gemacht werden. Mehr Kompetenzübertragung nach Europa kann nur synchron mit der Entwicklung demokratischer Basisvoraussetzungen gelingen. Es kann nicht richtig sein, dass die Wahlstimme eines Maltesers für das Europäische Parlament zehnmal mehr Gewicht hat als die eines Franzosen. Jede Stimme für die Wahl des Europäischen Parlaments muss gleiches Gewicht haben, ob Mann oder Frau, ob Franzose oder Malteser. One man – one vote.

3. Die Menschen in Europa, in den Mitgliedsstaaten der Europäischen Union, müssen wissen: Europäisches Recht gilt für alle gleichermaßen, jedenfalls so lange dieses nicht durch den Europäischen Gesetzgeber aufgehoben worden ist. Gerechtigkeit beginnt und endet mit der gleichen konsequenten Anwendung und Durchsetzung europäischer Regeln und Gesetze europaweit. Dublin II gilt in Griechenland, und ich sage dies selbstkritisch: genauso auch in Deutschland. Die Maastricht-Kriterien gelten für Deutschland und Frankreich genauso wie für Spanien und Griechenland.

4. Die Europäische Union muss bei der zentralen Frage der Sicherung europäischer Außengrenzen Handlungsfähigkeit beweisen. Daran wird sich das Schicksal Europas entscheiden. Vieles spricht dafür, dass wir vor einer großen Völkerwanderung stehen und dass uns in den letzten Jahren nur eine Vorhut erreicht hat. Allein Nigeria wird in den nächsten 25 bis 30 Jahren als volkreicher Staat Afrikas so viele Einwohner haben wie Gesamt Europa zusammengerechnet mit 500 Millionen Men-



Foto: kna

Am 19. April 2005 wurde Kardinal Joseph Ratzinger zum Papst gewählt. Er nahm den Namen Benedikt XVI. an. Hier zeigt er sich auf der Loggia der Peterskirche den Menschen.

schen. Ägypten wird sich von 100 Millionen auf 200 Millionen Einwohner verdoppeln, Sudan von 35 auf 70 Millionen, Äthiopien von 100 auf 200 Millionen. Wenn die jungen Menschen in Afrika keine Perspektive sehen, wenn es den Menschen in Afrika nicht gut geht, dann wird es den Menschen in Europa auch nicht gut gehen können. Und kein Staat in Europa – auch nicht die mächtige Bundesrepublik Deutschland – kann die Herausforderung in Afrika alleine lösen. Es bedarf einer großen, europäischen Kraftanstrengung, oder Europa wird es nicht mehr in der bisherigen Form geben.

5. Ich freue mich, dass mittlerweile die EU-Kommission durch ihren Präsidenten Jean-Claude Juncker selbst fünf Szenarien für die Weiterentwicklung der Europäischen Union eingebracht hat. Ein Szenario dabei ist: „weiter so wie bisher“. Man wäre verliebt in das, was das kleine Karo beschreibt als eine EU, die sich auf zweijährige Kaffeemaschinengewährleistungsstrategien beschränkt. Ich denke, niemand kann das wollen und wird das wollen. Aber die Szenarien „Weniger, dafür effizienter“ oder das Szenario „Wer mehr will als Mitgliedsstaat, der tut auch mehr“ scheinen es mir wert zu sein, ernsthaft und entschlossen diskutiert zu werden.

Bei der weiteren Entwicklung Europas wird es Rückschläge geben, Auseinandersetzungen. Aber um Gerechtigkeit und Frieden voranzubringen, bedarf es keines abstrakten Computerrechts, sondern einer Wertepolitik, welche die Verbindungen zu Kultur und Religion nicht kappt oder abschneidet – es bedarf in Europa Politiker, die den Mut haben, sich selbst zu prüfen und selbst zu verwarnen, ob das geschaffene Ergebnis auch einem christlich verstandenen Menschenbild standhält.

„Man kann die Welt nicht mit dem Evangelium regieren“, verkündete schon Martin Luther, der große Refor-

mator, der auch in der Katholischen Akademie anlässlich des 500-jährigen Gedenkens erwähnt werden darf. Aber klar ist auch: Die religiös weltanschauliche Neutralität Europas und auch unseres Staates Deutschland bedeutet keine Wertneutralität aller staatlichen Ordnung. Immer dann, wenn sich politisch Verantwortliche bemüht haben, auf christlicher Wertegrundlage Fundamente zu schaffen, waren sie erfolgreich.

Etwa bei den Gründervätern und -müttern der Bundesrepublik Deutschland herrschte die Überzeugung vor, dass der Abfall von Gott den Weg frei gemacht hat für ein schrankenloses Machtsystem von tiefster menschlicher Erniedrigung: der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. In der Landesverfassung von Schleswig-Holstein war es vor wenigen Monaten nicht möglich, einen Gottesbezug zu verankern. Die Väter und Mütter des Grundgesetzes haben den Mut gehabt, in eindeutiger Klarheit die entscheidende Überschrift des Grundgesetzes zu formulieren: In Verantwortung vor Gott und den Menschen. Und deshalb ist der wahrhaft königliche Artikel 1 unserer Verfassung – „Die Würde des Menschen ist unantastbar“ – buchstäblich vom Himmel gefallen, er wäre ohne die christlichen Wurzeln der damals politisch Handelnden nicht möglich gewesen. Und unser Grundgesetz ist seither ein Segen gewesen.

Und ein zweites Beispiel: Mit dem Zerfall der kommunistischen Systeme in Osteuropa ist die Zerbrechlichkeit eines künstlich selbst geschaffenen Wertesystems erneut offenkundig geworden. „Der Versuch den Himmel auf Erden zu verwirklichen, führt stets in die Hölle“, so Sir Karl Popper. Deshalb meine ich, wer christliches Leben in Europa aus der politischen Öffentlichkeit verbannen will und die Sakristei zurückdrängen will, legt die Axt an seine eigenen Wurzeln. Für Deutschland brachte es

Hermann Ehlers, der erste Präsident des Deutschen Bundestages, 1953 auf den Punkt: „Der Staat lebt nicht von den Weisungen der Kirche, sondern von den Früchten ihrer geistigen Existenz.“

Wir brauchen die christlichen Werte, die Solidarität, die Hilfsbereitschaft und Nächstenliebe mehr denn je, und die Kardinaltugenden wie Gerechtigkeit, Mäßigung, Tapferkeit und Weisheit sind nicht Reste erschöpfter Kulturpessimisten, sondern haben Strahlkraft für die Menschen weit über Europa hinaus.

#### IV.

Aber ist das Glas für Europa halbvoll oder halbleer? Hat Europa noch die Kraft, als Abendland christlich-jüdische Wurzeln zu gießen, dass darauf große Bäume mit mächtigen Kronen wachsen können? Darf man in der Politik Gottvertrauen haben? Oder ist Pessimismus Pflicht? Kann man sich vorstellen, auch als aktiver Politiker, dass Gottes Wirken in großen politischen Entwicklungen aufspürbar wäre? Wer erinnert sich noch an die Jahre vor 1989?

Europa war geteilt. Von Europäischer Einheit keine Spur. Eine schreckliche, menschenverachtende Grenze, der Eisene Vorhang, verlief quer durch unseren Kontinent. Am unüberwindlichsten waren die Grenzbefestigungen in Deutschland: Todesstreifen, Stacheldraht, Minenfelder, Selbstschussanlagen und Wachtürme verhinderten, dass die Menschen zueinander kamen, am menschenfeindlichsten dokumentiert in Berlin. Die Stadt geteilt in Ost und West durch eine Mauer. Wer versuchte vom Osten in den Westen zu gelangen, musste oft mit seinem Leben bezahlen.

Hoch aufgerüstete Militärblocke standen einander gegenüber. Die Nato und der Warschauer Pakt, mehrere Millionen Soldaten allein in Mitteleuropa, zehntausende von Panzern, mehr als 10.000 Geschütze. Chemische und Bio-

logische Waffen waren in den Arsenalen einsatzbereit, um im Kriegsfall eine unbegrenzte Zahl von Menschen zu vergiften und zu töten. Das atomare Vernichtungspotential war so groß, dass es mehrfach ausgereicht hätte, die Menschen in der Mitte Europas zu töten und unseren Kontinent auf Dauer unbewohnbar zu machen. Man war froh über kleine, ja winzige Zeichen der Entspannung und es galt die politische Überzeugung, an der Teilung wird sich in den von Menschen überblickbaren Zeiträumen nichts ändern. Es galt der allgemeine Konsens, jeder Versuch einer Veränderung sei bereits gefährlich mit unüberschaubaren Risiken.

Und dann kam die Nacht zum 9. November 1989. Die Mauer öffnete sich, die Menschen umarmten sich, tanzten auf der Straße. Menschen aus Ost- und West-Berlin konnten sich nach vielen Jahrzehnten wieder um den Hals fallen. Der Eisener Vorhang in Deutschland und Europa verschwand, die sowjetische Armee zog sich aus den neuen Bundesländern zurück. Aus Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Bulgarien. All diese Staaten wurden frei. Europa konnte sich vereinen, vereinigen. Die neugegründeten oder schon altehrwürdigen, bestehenden Staaten Osteuropas traten der Europäischen Union bei. Und das alles ohne einen einzigen abgegebenen Schuss, ohne dass berichtet wurde, von einem Soldaten, der ums Leben kam, ohne dass es eine historische Aufzeichnung gibt, ein einziger wäre dabei verletzt worden.

Nun kann man der Meinung sein, dass wäre ein historischer Prozess gewesen, den man zunächst nicht hätte überschauen können, aber der dann folgerichtig abgelaufen sei. Man kann auch einen Zufall ins Gespräch bringen. Aber niemand hindert uns daran, das Wort „Wunder“ in den Mund zu nehmen und daran zu denken, dass dem Eingreifen und Wirken Gottes keine Grenzen gesetzt sind, auch in unserer Zeit, auch in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts, auch in diesem, im 21. Jahrhundert.

Wir in Europa sind mit dem Fall des Eisernen Vorhangs auf der Sonnenseite der Geschichte angelangt. Jetzt gilt es, das Glück des historischen Momentums zu nutzen. Der heilige Papst Johannes Paul II. gab einer Gruppe von Bundestagsabgeordneten, der ich angehören

## Presse

### Die Tagespost

04.05.2017 – Mit Blick auf eine neue politische Kultur verwies Johannes Singhammer, Vizepräsident des Deutschen Bundestags auf die Bundestagsrede Benedikts XVI. Der Papst hatte darin unterstrichen, dass erst von der Überzeugung eines Schöpfergottes her die Idee der Menschenrechte, die Idee der Gleichheit aller Menschen vor dem Recht und die Erkenntnis der Unantastbarkeit der Menschenwürde entwickelt worden sei und die Erkenntnisse der Vernunft genannt, die das kulturelle Gedächtnis prägen. Für Singhammer hat Benedikt XVI. damit mehr als vorübergehende Streiflichter an die Wand geworfen, sondern „die feste, belastbare Treppe in eine sichere Zukunft“ beschrieben. *Regina Einig*

### Christ in der Gegenwart

30.04.2017 – Europa hat mit dem Einigungsprozess seine philosophischen und religiösen Wurzeln zu stark vernachlässigt. Das erklärte der Bonner Staatsrechtler und ehemalige Bundesverfassungsrichter Udo di Fabio in den „Salzburger Nachrichten“. Die europäische Integration mit dem Binnenmarkt im Mittelpunkt erreiche die Herzen der Menschen nicht. Man unterschätze, „wie bedeutend kulturelle Wurzeln und eine Sinnsuche jenseits reiner Zweckrationalität sind.“ (...) Wenn alles Religiöse verdrängt werde, verschwinde auch der metaphysische Horizont.

durfte, 1995 bei einem Besuch in Rom eine Botschaft mit: „Der Zusammenbruch totalitärer Systeme in Europa erfordert eine gründliche Erneuerung der politischen Handlungsweise. Ihnen kommt es bei Ihrer Stellung zu, mitzuhelfen, dass Europa seine Wurzeln wiederfindet und nach dem Maßstab seiner Ideale und seines Edelmutts seine Zukunft aufbaut.“

Papst Benedikt hat den Weg dorthin präzise beschrieben. Dafür reicht beim Anlass seines 90. Geburtstages ein Dankeschön nicht aus. Wir in Bayern sagen: Vergelt's Gott. □

### Salzburger Nachrichten

25.04.2017 – Die Katholische Akademie in Bayern veranstaltete eine Tagung zum Thema „Europa – christlich?“. Dabei spricht Udo Di Fabio über „Das metaphysische Defizit: Europa sucht seine Idee“.

Die Salzburger Nachrichten sprachen vorab mit dem Juristen.

**SN:** Wo sehen Sie die kulturellen Wurzeln Europas?

**Di Fabio:** Es gibt die universellen Werte des Kontinents, die auf der Entfaltungsfreiheit und Rechtsgleichheit der Menschen gründen, der Respekt vor der Würde des Einzelnen, die Bedeutung eines freien politischen Raums, die Beachtung des Rechts, die soziale Richtung der Marktwirtschaft. Das sollte als gemeinsames kulturelles Fundament deutlicher gemacht werden.

*Josef Bruckmoser*

### KNA / Münchner Kirchenzeitung

07.05.2017 – Anlässlich des 90. Geburtstags von Benedikt XVI. lud am vergangenen Wochenende in München die Katholische Akademie in Bayern zu einer Tagung ein mit dem Titel „Europa – christlich?!“ Mitveranstalter waren das Institut Benedikt XVI. und die Joseph Ratzinger/Papst Benedikt XVI.-Stiftung. Den Auftakt machte der Vorsitzende der Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx. Als Präsident der Kommission der Bischofskonferenzen der Europäischen Union (COME-

CE) wird er nicht müde, für den europäischen Gedanken zu werben. Geht es doch darum, deutlich zu machen, welchen Schatz „wir als Christen für Europa einzubringen haben“. *Barbara Just*

### KNA

02.05.2017 – Der Vizepräsident des Deutschen Bundestages, Johannes Singhammer (CSU), will die Menschen wieder mehr für die europäische Idee gewinnen. Europa müsse sich aber in erster Linie wieder dazu bekennen, vor allem eine Wertegemeinschaft zu sein und nicht nur eine reine Allianz geographischer und geopolitischer Kalküls, sagte er am Samstag in München. Vor allem müsse die Sinnhaftigkeit Europas wieder entdeckt werden, an deren Spitze die Sicherung des Friedens stehe.

### KATHPRESS-Tagesdienst

30.04.2017 – Der Vorsitzende der katholischen Deutschen Bischofskonferenz, Kardinal Reinhard Marx, hat den christlichen Glauben und die Theologie als ein „bereicherndes Spannungsfeld“ bezeichnet. Eine Kirche, die auf die Theologie verzichte, hätte keine Zukunft und wäre nicht in ihrer Tradition, sagte Marx am Freitagabend in München. Er äußerte sich bei der Tagung „Europa – christlich?!“

## Kommende Akademieveranstaltungen

Diese Terminvorschau ist vorläufig. Sie entspricht dem Stand unserer Planungen. Zu allen Veranstaltungen werden rechtzeitig jeweils gesonderte Einladungen ergehen. Dort, wie auch auf unserer Homepage unter [www.kath-akademie-bayern.de](http://www.kath-akademie-bayern.de) finden Sie das verbindliche Datum, den endgültigen Titel sowie nähere Information.

### Abendveranstaltung

Montag, 4. September 2017

#### Dritter Digitaler Salon

#### Fake News und Social Bots:

#### Kann das Internet Wahlen gewinnen?

Gastgeber Dr. Alexander Pschera

### Abendveranstaltung

Dienstag, 12. September 2017

#### Wider das „sinnlose Schlachten“.

Die Friedensinitiative Papst Benedikts XVI. und des Münchner Nuntius Eugenio Pacelli

### Abendveranstaltung in Kooperation

mit der Hochschule für Philosophie

Mittwoch, 19. September 2017

#### Gelingendes Sterben

### Reihe „60 Jahre Akademie“:

#### Bistum Eichstätt

#### Veranstaltung in Ingolstadt

Mittwoch, 20. September 2017

#### Nachhaltigkeit und Mobilität

Bischof Dr. Gregor Maria Hanke OSB von Eichstätt und Rupert Stadler, Vorstandsvorsitzender Audi AG, Ingolstadt

### Vernissage

Donnerstag, 21. September 2017

#### Eröffnung der Ausstellung

#### mit Werken von Rainer Jochims

Der Künstler ist anwesend

### Reihe „60 Jahre Akademie“:

#### Bistum Passau

Samstag, 23. September 2017

#### Pilgerwanderung mit geistlichen Impulsen

Wanderung nach Altötting mit Bischof Dr. Stefan Oster SDB, Passau

### Abendveranstaltung

Mittwoch, 27. September 2017

#### Nach den Wahlen:

#### USA, Frankreich, Deutschland

Experten aus den Ländern berichten

### Venedig. Biennale 2017

26. bis 30. September 2017

#### Führungen, Gespräche, Begegnungen

### Philosophische Tage

5. bis 7. Oktober 2017

#### Thema: Menschenrechte



Foto: Wikipedia

Die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte wurde am 10. Dezember 1948 von der UNO verabschiedet.

### Abendvortrag

Montag, 9. Oktober 2017

#### Respekt?! Was die Schule zur Gesellschaft beitragen kann

### Reihe „60 Jahre Akademie“:

#### Erzbistum Bamberg

#### Veranstaltung in Bayreuth

Freitag, 13. Oktober 2017

#### Afrikas Probleme und unsere Verantwortung

Erzbischof Dr. Ludwig Schick, Bamberg, und Günter Nooke, Afrikabeauftragter der Bundeskanzlerin



Zwei gute Freunde der Akademie: der Politikwissenschaftler Prof. Dr. Werner Weidenfeld, Mitglied der Akademieleitung, und Ökonom Prof. Dr. Franz

Zeitler, ehem. Vizepräsident der Bundesbank, sind auch an theologischen Themen interessiert.